# politix

**Ausgabe 49 | 2022** 



# Was bedeutet Universität?



Zeitschrift des Instituts für Politikwissenschaft an der Universität Wien Institut für Politikwissenschaft an der Universität Wien, Universitätsstraße 7, A-1010 Wien

ISSN 1990-4630

#### -Editorial-

Themen, mit denen man eine politix-Ausgabe überschreiben könnte, gibt es dieser Tage mehr als genug. Krieg, und Krisen in ihren unterschiedlichsten Formen. Corona und ökologische Krise, sicher, immer. politix #49 trägt den Titel "Was bedeutet Universität?". Nicht, weil wir uns in einem Art neobiedermeier'schen Manöver in einer undurchsichtigen Welt lieber ins traute Heim zurückziehen und anstatt die großen Zusammenhänge lieber die eigenen vier Wände inspizieren; sondern, weil gesellschaftliche Entwicklungen auch an uns Studierenden nicht spurlos vorübergehen – und wir unsere "vier Wände", vulgo das NIG, in den vergangenen zwei Seuchenjahren kaum von innen gesehen haben.

Demgegenüber gilt es die kritische, möglicherweise unbequeme Frage zu stellen:

Wessen vier Wände sind das eigentlich, wenn "wir" von "unseren" Wänden sprechen – und wer spricht da? Und wer wird stets nur die Außenfassade betrachten können, weil sie\*er bestimmte "akademische" Normen nicht erfüllt, unsichtbare Mauern ihr\*ihm den Zutritt verwehren?

Universität ist als Ort der Begegnung konzipiert. Universität bedeutet Austausch und Auseinandersetzung", doch dies sei durch die Pandemie nahezu unmöglich geworden, hieß es in dem Call for Papers für diese Ausgabe. Eine Behauptung, die Kyra Kraus, Lina Schmid und Kyra Schmied ab Seite 8 grundlegend in Frage stellen. In der Pandemie sehen die Autorinnen lediglich einen "zuspitzenden und beschleunigenden bereits bestehende Faktor, der Dynamiken und strukturelle Logiken des universitären Feldes zunehmend sichtund spürbar macht und Personen ganz unterschiedlich trifft". Demgegenüber fordern sie, Wissenschaft und Universität als ein "konkret feministisches, antikapitalistisches und postkoloniales Projekt" zu

verstehen; mit der normativen Aufgabe, die eigenen Grenzen sowie daraus folgende Ein- und Ausschlüsse beständig in Frage zu stellen.

Ähnlich konstatiert auch Josef Mühlbauer in seinem Beitrag (Seite 43): "Die Universität ist in Summe kein herrschaftsfreier oder von Macht befreiter Ort, sondern ist umgeben von unsichtbaren und sichtbaren Mauern. Zahlreiche strukturelle Hürden sind empirisch belegbar und deuten auf soziale Ungleichheiten und Machtstrukturen hin. Entlang der Trennungslinien von race, class, gender (etc.) können sowohl strukturelle als auch handlungstheoretische Hürden festgemacht werden."

Ein Wort, das Ihnen in dieser 49. politix-Ausgabe regelmäßig begegnen wird, ist "Bologna". Das "Bologna Brain Saw Massacre", auf das sich Lukas Smith in seinem Artikel (Seite 28) über die Auswirkungen der Hochschulreform aus dem Jahr 1999 bezieht, hinterlässt tiefe Spuren im Alltag von Studierenden und Lehrenden. "Bologna", das einst nahezu unspektakulär die Bezeichnung für eine Stadt der Emilia-Romagna war (und übrigens immer noch ist), ist im universitären Kosmos längst zum Reizwort geworden: für Individualisierung, Leistungsdruck, Entpolitisierung und Selektion.

Besonders die Tendenz zur Individualisierung ist eine, die sich in den vergangenen zwei Jahren zweifellos verschärft hat. Mit dem Sommersemester 2020 ist das universitäre (Er)Leben zu großen Teilen ins Digitale abgewandert. Universitäres Lernen wurde somit mehr denn je zur individuellen Aufgabe, mit Fragen, Problemstellungen und Herausforderungen, die individuell in den eigenen vier Wänden gelöst werden sollen. "Wir waren auf einmal raus von der Uni", wie es in Alena Eller und Nora Hansls Beitrag über "Corona-Studierende" exemplarisch heißt.

Gegensatz zu den "Corona-Studierenden" kann der Autor dieser Zeilen behaupten, dass er mindestens inmitten von acht Wänden studiert hat, neben dem NIG zu großen Teilen auch zu diversen "Nachbesprechungen, inkl. Kaltgetränk" im Kaffeehaus nebenan. Ebendieses Kaffeehaus nutzte die pandemischen Auszeiten, um etwas an der Innenarchitektur zu feilen. Die zuvor mehr oder weniger charakterlose *Hippness* wurde im Zuge diverser Lockdowns um etwas Biedermeier-Dekor ergänzt. Die gute Nachricht: Sich dort bei Kaltgetränken den "großen Zusammenhängen" zu widmen ist nach wie vor problemlos möglich. Wer will, nennt das dann etwas hochtrabend Dialektik, jedenfalls ist es aus Sicht der Autor:innen und Redakteur:innen dieser Ausgabe unabdingbarer Bestandteil eines Studiums.

Und genau diesen gilt an dieser Stelle abschließend mein besonderer Dank. Den Autor:innen dieser Ausgabe, die trotz "Bologna" und Seuche die Zeit und die Kraft gefunden haben, einen Beitrag zu schreiben. Er gilt außerdem der Redaktion, namentlich Armin Bund, Joona Juntunen, Valentin Kasagranda, Samuel Kempf, Josef Mühlbauer, Lukas Smith, Alice Tafuri, Melvin Tricoire und Christina Walcherberger. Und er gilt wie immer: Claire Kardas für Layout und Grafik!

In diesem Sinne wünsche ich im Namen der Redaktion eine kritische Lektüre und einen erholsamen Sommer!

Johannes Greß für die politix-Redaktion

#### **Inhalt**

4 "Wir waren auf einmal raus von der Uni"- Soziale Identität in Zeiten der Pandemie

Alena Eller & Nora Hansl

8 Universität, Wissenschaft und Wissen – Gedanken zu einem ambivalenten Verhältnis zwischen Emanzipation und neoliberaler Aneignung Kyra Kraus, Lina Schmid, Kyra Schmied

- **16** Auswirkungen des digitalen Wandels und der Pandemie auf die Hochschulen Thomas Fisenhut
- **23** Erasmus digital? Warum das ein Widerspruch ist. *Edgar Subak*
- **28** Bologna. Eine Suche.
- **32** Studieren heißt Strebern

Armin Bund

- **39** Die Universität als Instrument sozialer Selektion Sebastian Rosenauer
- **43** Unsichtbare Mauern der Universitätsbetrieb aus einer intersektionalen Perspektive Strukturelle und handlungstheoretische Hürden Josef Mühlbauer

#### Rezensionen

- **47** Natascha Strobl: "Radikalisierter Konservatismus. Eine Analyse" Rezension von Anna-Maria Hirschhuber
- **50** "Naturphilosophie, Gesellschaftstheorie, Sozialismus. Zur Aktualität von Friedrich Engels", Herausgegeben von Smail Rapic Rezension von Johannes Greß

## "Wir waren auf einmal raus von der Uni" – Soziale Identität in Zeiten der Pandemie

Alena Eller & Nora Hansl

Seit März 2020 hat die globale COVID-19 Pandemie Österreich und damit auch die österreichischen Hochschulen fest im Griff. Die Lehre an den Hochschulen wurde am 16. März also am Beginn des Sommersemesters 2020 plötzlich und unvorbereitet auf Distance Learning umgestellt, die Gebäude für Studierende großteils gesperrt und der Betrieb der Hochschulen vor Ort de facto stillgelegt. In diesem Rahmen erließ auch das Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung (BMBWF) ein Schreiben an die Hochschulen, in welchem folgende Rahmenbedingungen für den weiteren Betrieb angekündigt wurden: bis Ende April 2020 sollte das Distance Learning realisiert werden, Prüfungen müssen über Videokonferenz-Tools stattfinden, die Forschung sollte weitergeführt werden, Veranstaltungen und Konferenzen vor Ort dürfen nicht abgehalten werden, die allgemeinen Verhaltensregeln und Hygienemaßnahmen sind auch im Hochschulbetrieb zu beachten. Vor Ort waren nur Prüfungen in Ausnahmefällen mit strengen Hygiene-Maßnahmen möglich. Für Studierende bedeutete dies, Lehre über Videokonferenz-Tools und Materialien über Lernplattformen wie Moodle, veränderte Prüfungsformate und keinen Zugang zu Gebäuden der Universität. Dieser Modus sollte bis Ende Juni 2020 bestehen bleiben, dominiert allerdings mit nur kurzen Unterbrechungen durch hybride Lehrformate den Unterricht an den Hochschulen bis Ende des Wintersemesters 2021/22. Studierende erleben somit seit mehr als zwei Jahren eine neue Art der Lehre sowie des Lernens, welche durch eine, der Pandemie geschuldeten, schnell vorangetriebenen Digitalisierung und eine Verlagerung der Lehre in den Privatraum geprägt ist.

Im Rahmen der Masterarbeit "Studieren und Leben in Zeiten der Pandemie" beschäftigen wir uns seit über einem Jahr mit diesem Themenkomplex rund um die Veränderungen durch die Pandemie im Leben der Studierenden, ihren Umgang mit der Digitalisierung der Lehre und ihre Wahrnehmung der bildungspolitischen Rahmenbedingungen für das Studieren in Zeiten der Pandemie. Dabei versuchen wir, die Perspektive der Studierenden in den Mittelpunkt zu rücken und zu verstehen, wie die drei genannten Bereiche zusammenhängen aufeinander wirken. Um sich diesem Forschungsgegenstand anzunähern, wurde eine qualitative Interviewstudie mit über 20 Studierenden der Politikwissenschaft, von Studienanfänger\*innen bis Masterstudierenden, im Zeitraum von Mai bis September 2021 durchgeführt. Die Transkripte wurden mit einem von der Grounded Theory inspirierten Ansatz nach Charmaz (2006) codiert, um Bedeutungsmuster Sinnzusammenhänge herauszuarbeiten und in weiterer Folge theoriegenerierend und kategorienbildend zu arbeiten. Das Ziel der Studie ist es, Policy-Maßnahmen aus den Ergebnissen abzuleiten, die dazu beitragen sollen, dass auch in Zeiten der Pandemie die Rahmenbedingungen für sinnvolles Studieren gegeben sind.

In dem hier vorliegenden Artikel wird ein Teil der Ergebnisse der Studie vorgestellt, rund um das Fehlen der Universität als physischer Raum. Der Wegfall der Universität als physischer Raum ist eines der drei prägenden Phänomene im Bereich der Auswirkungen der Corona-Pandemie auf den (Studien-)Alltag. Neben dem hier im Artikel besprochenen Thema behandeln wir in unserer Studie zwei weitere

Bereiche: die unsichtbaren Mehrfachbelastung von Studierenden bzw. das Erleben von multiplen Krisen in Form von beispielsweise sozialer Isolation, Jobverlust, Betreuungspflichten und Erwerbsarbeit bei gleichzeitigem Leistungsdruck im Studium sowie den Verlust der bisher gewohnten sozialen und räumlichen Struktur.

Durch die Schließung der universitären Gebäude entfiel für die Studierenden ein zentraler Teil ihrer Infrastruktur. Damit sind einerseits die akademischen physischen und technischen Ressourcen gemeint, welche zur Erfüllung von studentischen Aufgaben notwendig sind. Also der Zugang zu Bibliotheken und PC-Räumen war über Monate hinweg nicht oder nur eingeschränkt möglich, was die Studierenden Herausforderungen stellte, diese die Eigenverantwortung ersetzen zu müssen. Denn der Studienalltag fand zu Zeiten von harten Lockdowns im eigenen Wohnraum statt, welcher damit neue Funktion erfüllen musste, und zwar den Ersatz der weggefallenen universitären Infrastruktur. Somit fand eine Verschiebung des Studienalltags in den privaten Wohnraum unter der Zuhilfenahme von Online-Tools statt. Die Proband\*innen der Studie beschrieben allerdings darüberhinausgehende Belastungen, resultierend aus der fehlenden Abgrenzung der verschiedenen Lebensbereiche und der Zentralisation aller Bereich des Lebens auf den privaten Wohnraum. Neben der fehlenden technischen Infrastruktur war also der zweite Bereich, der von massiven Veränderungen betroffen war, die räumliche Infrastruktur. Die Auswirkungen der Verlagerung des Studiums in den privaten Wohnbereich betreffen darüberhinausgehend nicht nur die Frage nach einem geeigneten Lernort inklusive funktionierender Technik, ausreichendem Internet und Ruhe, sondern haben für die Proband\*innen auch Konsequenzen für die Wahrnehmung des Studiums, wie eine der Interviewpartner\*innen beschreibt:

"Ich bin unkonzentriert und ich bin abgelenkt. Also ich glaube das erklärt es am besten. Also eben, ich brauch das Gefühl, dass das [Anm. das Studium] auch irgendwie eine Arbeit ist, wo ich mich anziehen muss, hingehen muss, meine Arbeit mach und dann nach

Hause komm und nicht dieses 'Ah ich machs eh nur zu Hause'. Ich weiß nicht, das hat für mich irgendwie so einen, 'Ah ja und dann habe ich eh endlos Zeit und dann kann ich eh' und dann geht halt nichts weiter."

Neben zunehmenden Ablenkungsquellen beschreibt die Probandin hier auch, dass das Studium zu Hause einen anderen, nämlich verminderten, Wert für sie hat, da es keinen eigenen physischen Raum mehr gibt, in dem es stattfinden kann. Ähnlich meint auch ein weiterer Teilnehmer der Studie auf die Frage, wie ein typischer Tag im Distance Learning aussieht:

"Also momentan ziemlich, ziemlich anstrengend. Halt einfach so mental anstrengend so, weil zur Uni gehen, das ist das Ding. Ich geh zur Uni und ich sage, ich hab heute fünf Stunden Vorlesung und dann gehe ich zur Uni und ich bin im Universitätsmodus. Aber wenn ich hier zu Hause fünf Stunden Vorlesung hab, so da hab ich die Playstation, da hab ich mein Kühlschrank weißt du, da hab ich meine Couch. Ich habe einfach so viele, so viele Sachen, die mich einfach ablenken und man hat doch so null sozialen Kontakt."

Er bezeichnet hier den Wechsel in den Modus als Student\*in, welchen er dadurch erreichen konnte, den Ort zu wechseln und an der Universität zu sein und dort seine Identität als Student auszuleben und wahrzunehmen. Diese Möglichkeit, in die soziale Identität der Student\*in zu schlüpfen, ist zu Hause nur schwer erreichbar, da hier zum einen viele andere Bereiche präsent sind, aber zum anderen auch zentrale Elemente des Studierendenlebens, wie der Austausch mit anderen Studierenden aber auch Lehrenden, in großem Maße fehlen.

Dementsprechend spricht er den dritten Bereich an, der durch die Umstellung der Lehre auf Distance Learning stark getroffen wurde: der soziale Kontakt. Der studentische und universitäre Austausch wurde, wie jeglicher andere soziale Kontakt, stark eingeschränkt. Die Möglichkeit, sich zu vernetzen, sich selbst im Kollektiv der Studierenden zu verorten und sich selbst als Teil davon wahrzunehmen, war für viele nicht gegeben. Andere Studierende sowie Lehrende waren nur mehr über Online-Tools, welche

mit vielfältigen Hemmschwellen einhergehen, erreichbar. Mit den Einschränkungen in der studentischen Community ging nicht nur soziale Isolation der Einzelpersonen einher. Darüber hinaus ging damit auch die Gelegenheit, informelle Netzwerke Studierenden aufzubauen streckenweise verloren. Teil eines solchen Netzwerks zu sein bietet unter anderem die Möglichkeit untereinander Wissen rund ums Studium bezüglich Organisatorischem und Inhaltlichem weiterzugeben und sich gegenseitig zu unterstützen.

Diese drei Veränderungen, der Wegfall der universitären technischen Infrastruktur, die Verlagerung der räumlichen Infrastruktur in den privaten Wohnraum und der stark eingeschränkte studentische Austausch sind also die Grundlagen für die Beobachtung, dass die soziale Identität Student\*in sich nicht mehr in der früheren Form ausbilden und festigen kann. Die Universität als physischer Raum hat eine identitätsstiftende Funktion und das reine Vor-Ort-Sein hat Auswirkungen auf die Wahrnehmung der eigenen Person, wie eine Probandin sehr anschaulich auf den Punkt bringt:

"Es [Anm. das Hauptgebäude der Universität Wien] hatte mich schon immer fasziniert [...] und ich finde, wenn man schon so reingeht, ich fühle mich anders und [...] mein Verantwortungssinn erhöht sich irgendwie. Wenn ich schon studiere, dann muss ich es gut machen. Wenn ich hier bin, dann sollte ich das, was ich beginne, sollte ich abschließen. Ich studiere jetzt."

Zugang zu den Gebäuden der Universität zu haben, sich dort zu bewegen und zu handeln, erleichtert den Zugang zur Identität Student\*in, was im Falle dieser Probandin auch mit einer bewussten Wahrnehmung von Verantwortung einhergeht. Das reine Vor-Ort-Sein erzeugt das Gefühl, nicht nur für sich selbst zu sein, sondern Teil eines Kollektivs. Umgekehrt braucht das Kollektiv auch den (physischen) Raum, um stattfinden zu können. Eine weitere Probandin erzählte auch, dass sie Gefühle von Entfremdung sich

selbst und der Universität gegenüber erlebte und "sich nicht mehr als Studentin gefühlt" habe. Als Grund gab sie an: "Wir waren auf einmal raus von der Uni."

Zusammenfassend zeigt sich also, dass die Universität mehr ist als ein Ort der Lehre und des Lernens. Es ist ein Ort, an dem viele ins Erwachsenenleben einsteigen, an dem Freund\*innenschaften geknüpft und Mentor\*innen gefunden werden. Ein Raum, der für Studierende viele Möglichkeiten bietet, sich zu organisieren und Netzwerke zu formen. Es ist ein Ort, an dem Identität ausgebildet und gelebt wird. Diese Erfahrungen prägen und begleiten Studierende oft ein Leben lang in persönlicher und beruflicher Hinsicht. Dieser Raum erfuhr durch Corona einen Eingriff in bisher unbekannter Form und Studierende, die in Zeiten der Pandemie an die Uni kamen, fanden geschlossene Gebäude und Online-Lehre vor. Studienanfänger\*innen wurden im Zuge dessen zu "Corona-Studierenden". Dies hinterließ auch Spuren in der Selbstwahrnehmung, wie aus folgendem Zitat hervorgeht:

"[...] also es hört sich vielleicht komisch an, aber ich glaube, ich hab eine neue Identität angenommen. Wenn man so als Schüler\*in zur Student\*in wird, dann fühlt man sich schon mal erwachsener. Und dann ist man auch noch so eine Student\*in aus den Covid-Zeiten. So die wird man sein irgendwann 2080 oder was auch immer."

Die Probandin macht hier die Sonderstellung von Studienanfänger\*innen der Corona-Zeit nochmals besonders deutlich, da diese eine neue Art des Studierendenleben erfahren haben. Eines der Unterscheidungsmerkmale macht eben auch der Raum aus, in dem das Studium stattfindet, welcher für "Corona-Studierende" ein vorrangig virtueller war. Gleichzeitig betont sie auch die Bedeutung des Eintritts in das Studierendenlebens als Schritt in der Persönlichkeitsentwicklung und somit einen weiteren Aspekt, der den Wert des Studiums ausmacht.

Die Neuausrichtung von Identität stellt also nur einen Teil der Veränderungen dar, welche durch die Corona-Pandemie für Studierende zu bewältigen waren und ihren Alltag weiterhin in großem Ausmaß prägen. Dieser Prozess findet, wie dargestellt, eingebettet in einen von der Pandemie bedingten Kontext statt, welcher das Leben der Studierenden auf vielfältige Weise prägte. Wie diese Erfahrungen der politikwissenschaftlichen Theorie gesellschaftlichen Debatte zu verorten sind, wird einen Teil unserer Masterarbeit darstellen. Darüber hinaus versuchen wir im Rahmen unserer Studie, den Themenkomplex rund um Studium, Online-Lehre und bildungspolitische Rahmenbedingungen für Studierende möglichst umfänglich zu fassen. Doch dies kann nur einen Beitrag in der größeren sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit den Auswirkungen und Zusammenhängen im Pandemiegeschehen sowie den langfristigen Folgen für das gesellschaftliche Zusammenleben darstellen.

Alena Eller und Nora Hansl sind beide Masterstudierende der Politikwissenschaft und widmen ihre Masterarbeit dem Thema Leben und Studieren in Zeiten der Pandemie.

# Universität, Wissenschaft und Wissen - Gedanken zu einem ambivalenten Verhältnis zwischen Emanzipation und neoliberaler Aneignung

Kyra Kraus, Lina Schmid, Kyra Schmied

Die Genese der Universität, ihre zunehmende Neoliberalisierung, implizite und explizite Ausschlüsse sowie die Präsenz und das Erstarken reaktionärer und rechter Kräfte (allgemein und in diesen Räumen) betreffen sowohl all jene Personen, die an Universitäten beschäftigt sind, lehren, lernen und Austausch suchen, als auch das Verständnis von Wissen und Wissenschaft per se. Gleichzeitig ist diese Entwicklung immer auch von emanzipatorischen Kämpfen an den Universitäten selbst und gesamtgesellschaftlich begleitet. Feministische, dekoloniale und antikapitalistische Perspektiven auf die Institution Universität sowie auf (anerkanntes) Wissen allgemein stellen das Zentrum unserer Analyse.

Die Darstellung der Universität als grundsätzlicher Begegnungs- und Austauschort und die Vorstellung, dass die Pandemie durch die Ersetzung sämtlicher physischer durch Online-Räume ebendiesen Austausch untergraben würde - ein Narrativ, das im Übrigen ebenfalls von dem Call für diese politix-Ausgabe aufgegriffen wurde –, stoßen bei uns auf Skepsis. Vielmehr verstehen wir die Pandemie als zuspitzenden und beschleunigenden Faktor, der bereits bestehende Dynamiken und strukturelle Logiken des universitären Feldes zunehmend sicht- und spürbar macht und Personen ganz unterschiedlich trifft. Genau diese Dynamiken und Logiken, aus denen unser konkretes Unbehagen gegenüber universitären und akademischen Strukturen hervorgeht, wie sie historisch geworden sind als auch derzeit bestehen, möchten wir in diesem Artikel thematisieren. Zugleich wollen wir Perspektiven eröffnen, um Universitäten als Orte des Wissens und der Wissenschaft für alle zu denken.

Wir verspüren also ein Unbehagen gegenüber der Universität und dem akademischen Raum. Es pendelt in einer Ambivalenz: Einerseits sehen wir ein Potential von Wissensaneignung, der Möglichkeit der Weiterentwicklung, also Universität als bestärkendem Raum. Andererseits machen wir die Erfahrung eines Ortes, in dem durchwegs Druck erzeugt wird, in dem wir uns unwohl fühlen und der unsere Lebensrealitäten – wie die zahlreich anderer und auch in ganz unterschiedlichem und anderem Ausmaß nicht beachtet. Diese Ambivalenz wollen wir nicht ins Private verschieben, sie nicht individualisieren und nicht als rein persönliches Unbehagen verstehen. Wir sehen uns hingegen als vergesellschaftete Subjekte, in gesellschaftliche Strukturen Systeme eingebunden und von diesen nicht nur selber betroffen, sondern sie auch reproduzierend.

Dementsprechend wollen wir uns in diesem Text zunächst an die historische Gewordenheit der Idee Universität in Westeuropa und ihrer Materialisierung als akademische Räume herantasten. Wir möchten es dabei vermeiden, die Geschichte der Universität zu schreiben, sondern von unseren Erfahrungen, Unbehagen und Ambivalenzen ausgehend verstehen, wie diese mit kontingenten gesellschaftlichen Verhältnissen verwoben sind. Außerdem werden wir uns aus kritischer feministischer und dekolonialer Perspektive mit Wissen auseinandersetzen, um so die Verknüpfung westeuropäischer Wissens- und Wissenschaftsbegriffe sichtbar zu machen und ihre Inhalte zu problematisieren.

In einem Ausblick möchten wir uns anhand der zuvor angestellten Analysen und unseren gesellschaftlich verorteten Erfahrungen fragend an andere Vorstellungen von Universität herantasten. Diese sollen keinesfalls als in Stein gemeißelt verstanden werden, sondern hingegen zum gemeinsamen Weiterdenken und -spinnen anregen, in der Hoffnung darauf, dass alles anders wird.

#### Ein historisch gewachsenes Unbehagen

Die Universität als Institution der Wissenschaft trägt in gewisser Weise die Zweischneidigkeit des Wissens in sich. Denn Wissen ist Macht in einem offenen und doppelten Sinne: als Zentralisationsfeld Machtverhältnisse, gesellschaftlicher Instrumentarium Herrschaftssicherung Legitimierung von Ungleichheits-Unterdrückungsverhältnissen, als Verhinderung und Verdrängung anderer Wissensformen und damit von Lebens- und Gedankenwelten. gleichzeitig trägt das Wissen eben auch Potenzial der (Selbst)Ermächtigung in sich, des Bewusstwerdens über machtvolle Verhältnisse und die eigene Verstricktheit, der Wiederaneignung von Lebens- und Gedankenräumen, der kollektiven Auseinandersetzung. (vgl. etwa Foucault 2020)

Die Geschichte der (west)europäischen Universitäten kann insofern als eine gelesen werden, die sich genau in dieser Wechselbeziehung machtvoller Verhältnisse befindet. Zwischen Humanismus und Aufklärung, einem Streben nach dem Erklärbarmachen der Welt und der Ablösung verklärerischer und die hierarchischen Verhältnisse besiegelnder Glaubenskonglomerate wurden die ursprünglich christlichen Bildungswesen entstandenen Wissensverbände von Lehrenden und Lernenden geschützt von weltlichen Mächten, die ihre Herrschaft gegenüber der Kirche und lokalen Umständen absichern und erweitern wollten. (siehe beispielsweise Denk 2017, Mühlberger 2015, Rüeg 1993)

Die geschützten Kreise waren insofern beides: Orte der autonomen Wissensweitergabe sowie Ermächtigung und Orte der Untergeordnetheit und des Dienstes gegenüber den Herrschenden; Gemeinschaften der Lehrenden und Gemeinschaften der Wenigen: der weißen Männer europäischer Familien hohen Standes<sup>1</sup>. Der dialektische Geist der Aufklärung durchzog dabei bereits die Vorstellung von Wissen und deren Schaffung: der Wissenschaft. Cogito ergo sum indiziert dann die Loslösung transzendentaler Seinsinstallation und reproduziert die in der intellektuellen wie christlichen Tradition stehende Trennung von Körper und Geist. Aber Körper und Geist schieden sich eben nur in bestimmten Fällen, denn in der gleichen Bewegung spielte der Körper bei allen abseits des weißen männlichen wohlhabenden Spektrums die entscheidende Rolle in der Absprache genau dieser ratio. Die Etablierung einer hierarchisch-binären, dichotomen Welt von Kultur und Natur diente als Legitimationsgrundlage der wirkmächtigen Herrschaftsverhältnisse der Moderne. Die Durchsetzung eines instrumentellen Rationalitätsregimes ging dabei mit der, wenn auch immer unvollständigen, materiellen Auslöschung und Entwertung von Erfahrungs- und Wissenswelten einher. Kolonialität, Kapitalismus und die Intensivierung ungleicher Geschlechterverhältnisse können vor diesem Hintergrund der Universalisierung europäischer, maskulin-heteronormativer Handlungsrationalität gelesen werden. (vgl. etwa: Quijano 2007, Vargas 2017, Horkheimer/ Adorno 2013, Lander 1993)

Die Verschränkung von Ontologie, Epistemologie und Methodologie werden hier einmal mehr deutlich. So geht nicht nur die Wissenschaftsproduktion aus gesellschaftlichen Verhältnissen hervor, sondern formt diese gleichermaßen. Die Annahmen darüber, was wir erfahrbar machen können und mit welchen

I Universitäten wurden bereits früher im arabischen Raum gegründet und etabliert, aber aus dem Gedächtnis europäischer universitärer Wissensproduktion verdrängt.

Methoden, ist nicht nur davon gekennzeichnet, welche Annahmen über das grundlegende Sein wir teilen, sondern kann diese genauso bestreiten und formen.

Die europäischen Universitäten als privilegierter Raum der Wissensarchivierung und -produktion sind insofern Teil der Etablierung und Stabilisierung herrschaftlicher Verhältnisse - und das bis heute. Gleichzeitig scheint es uns wichtig, gerade Unvollständigkeit kontrollierenden des Wissenschaftsregimes hervorzuheben. universitäre Wissen und dessen Produktionsund Vermittlungsform sind dann eingebettet in ein Feld pluraler und heterogener Formen der Aneignung und Weitergabe von Wissen. Geschichte emanzipatorischer Bewegungen durchzogen Ideal und von Praxis der (Selbst-)Bildung: Selbstbildungsinitiativen der Arbeiter\_innenbewegung, die Umgestaltung des Bildungswesens im Rahmen der Pariser Commune 1871, widerständige Formen der Geschichtsschreibung und -weitergabe in kolonialisierten Räumen durch Tanz, Gesang, Sprache, Wissen über Körper und Re-Produktion in Frauen\*netzwerken im Mittelalter und der queeren Bewegung seit jeher, selbstgeschaffene feministische Räume der Mailänder Buchläden, die Kämpfe der Studierendenbewegung der 1960er/70er-Jahre und ihre Solidarisierung mit der Arbeiter\_ innenklasse, der Erhalt des Wissens über Ökologie und die Fähigkeiten des Selbsterhalts,...2 (siehe dazu exemplarisch: Zerilli 2005, Federici 2018, Ross 2015, Hartman 1997)

Der Kampf um die Anerkennung von Wissen, dessen Formen und Methoden findet in diesem Sinne zentral auch an den Universitäten statt und zeigt

Diesen Wissensformen und -inhalte wurde repressivst begegnet. Neben anderen verweist Silvia Federici auf die mittelalterliche und neuzeitliche sogenannte Hexenverfolgung, in der insbesondere Frauen ermordet wurden und so die (häufig mündliche) Übergabe ihres Wissens unterbunden werden sollte

Ubergabe ihres Wissens unterbunden werden sollte (vgl. Federici 2018). Laura Rita Segato thematisiert den kolonialistischen Angriff auf indigenes Wissen (vgl. Segato 2021).

sich in der Eingliederung und dem Ausschluss von Gegenstandsbereichen und methodischen, sowie theoretischen Herangehensweisen.

Wenn also das Postulat der Freiheit von Wissenschaft und ihrer Lehre die Verfassung kürt und die Universität relative Autonomie genießt, so müssen wir sie als in gesellschaftliche Verhältnisse eingebettete und diese formende Institution gerade auf jene Freiheit immer wieder abklopfen. Denn die Geschichte der Universität ist nicht nur voller expliziter Ausschlüsse – Frauen\* bis Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts und teilweise deutlich darüber hinaus, Jüd\_innen in Austrofaschismus und Nationalsozialismus,... -, sondern die Gegenwart noch immer voller impliziter: fehlende soziale Durchlässigkeit, Studiengebühren für Drittstaatangehörige und alle jene, denen das Studium in "Mindeststudienzeit" aus welchen Gründen auch immer nicht möglich ist, rassistische, sexistische und queer-feindliche Strukturen, die sich in Habitus, Diskurs und Arbeitsweisen einschreiben und damit eben nur bestimmte Freiräume für bestimmte Personen ermöglichen und für andere erschweren oder verunmöglichen. Das zeigt sich beispielsweise in der Curriculagestaltung, die Feminismus zu einer obligatorischen Einheit am Ende des Semesters macht und Kolonialismus strukturell nicht-thematisiert, in binär-geschlechtlichen Identifikationszwängen sowie in der Förderung eines Redeverhaltens, mit dem sich dominate weiße Männer\* die Bühne nehmen können.

Gleichzeitig ist die Geschichte der Universität geprägt von der Umkämpftheit genau dieser Ausschlüsse und emanzipatorischer (wenn auch in Widersprüchen verwickelte) Kämpfe für Bildung und Wissenschaft durch die antiklerikale aufklärerische Bewegung, die Frauen\*-und Arbeiter\_innenbewegung, anti- und dekoloniale Kämpfe und vieler weiterer. Es waren also einerseits Kämpfe für eine andere Universität und deren Zugänglichkeit. Andererseits wurde die Universität selbst oft zum Ausgangspunkt zahlreicher breiter Protestbewegungen wie etwa 1968 in Europa, 2011 in Chile oder 2019 in Hongkong. Die Universität ist eben auch emanzipativer, kollektiver Raum des

Austauschs und der Auseinandersetzung, der ein ideelles und praktisches Brüten gesellschaftlicher Veränderung in sich tragen kann.

emanzipatorischen Kämpfe an und um Universitäten haben diese weitgehend verändert Öffnungen erwirkt. und neme Als nicht lineare Entwicklung innerhalb hegemonialer Spannungsfelder sind diese Öffnungen gleichzeitig mit reaktionären Gegenbewegungen zur Absicherung Herrschaftsverhältnisse konfrontiert. Ruf nach Freiheit blieb nicht lange vom Geist Neoliberalismus unbeantwortet. Antworten sind zahlreich und durchdringend: Im Namen vermeintlich individueller Freiheit prägen Logiken der Prekarisierung, Individualisierung und Ökonomisierung den Universitätsalltag und verstärken die ohnehin exklusiven und exkludierenden Zugänge der Universitäten. Konkret bedeutet das für uns und die Mehrheit der Studierenden, dass wir neben dem Studium arbeiten - um finanziell durchzukommen und bereits "Berufserfahrung" zu sammeln, damit der Arbeitsmarkt mal irgendeine Art von Verwendung für uns vermeintlich unbrauchbare Sozialwissenschafter\_innen hat. Es bedeutet, dass wir die restliche Zeit mit überfüllten Köpfen in überfüllten Seminaren von überarbeiteten Lehrenden sitzen, dass das Studiensystem Leistungs- und Zeitdruck erzeugt und wir neben den zu sammelnden ECTS-Punkten, den hunderten meist unbegleiteten Seminararbeiten und den wöchentlichen 100 Seiten (kritischer) Theorie es gerade noch so irgendwie schaffen, den Lesekreis reinzuguetschen und den Text doch wieder nicht ganz gelesen zu haben. Dieser Druck verstetigt sich disziplinübergreifend, unzähligen Klausuren, im akademischen Konkurrenzkampf (bei Eingangsprüfungen der Medizin genauso wie in der Notwendigkeit, permanent zum aktuellsten Thema zu schreiben und zu publizieren), wie auch im Druckaufbau durch spontane Prüfungen beispielsweise Naturwissenschaften. Und den ständig uns vermittelt, dass wir faule Bummelstudent\_ innen eben ganz selbst und individuell dafür verantwortlich sind für dieses komische Unbehagen und Unwohlsein in der schönsten Zeit unseres

Lebens. Die Pandemie hat die eh schon bestehenden finanziellen Unsicherheiten, die Vereinzelung und den fehlenden Austausch nur verschärft. Doch die oben erwähnten emanzipatorischen Kämpfe, welche immer eine Verbesserung der Universität eine gesamtgesellschaftliche Veränderung erhoffen und erwirken wollen, weisen gerade nicht nur auf die pandemische Zuspitzung, sondern auf die grundlegenden Problematiken - in all der bereits erwähnten Ambivalenz - hin. Diese Kämpfe dürfen dementsprechend, das heißt, besonders angesichts der anhaltenden und bestehenden Verschärfungen des universitären und akademischen Alltags, nicht als abgeschlossene, verlorene oder ehemalige Kämpfe verstanden werden. Vielmehr geht es darum, die Kontinuität in diesen zu erkennen – sie zu erhalten, zu aktualisieren und weiterzukämpfen.

Die Reflexion und Analyse der Gesellschaft - Aufgabe und Ziel unter anderem der akademischen Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften - ermöglicht auch, die eigenen Erfahrungen nicht mehr (nur) als vermeintlich individuelle oder persönliche wahrzunehmen, sondern das Geteilte trotz aller Unterschiede erkennen. Selbstorganisierte Lernräume oder FLINTA<sup>3</sup>-Lesekreise, autonome BIPOC<sup>4</sup> Veranstaltungen von und für beispielsweise Versuche, diese gesellschaftliche Verwobenheit zu reflektieren, sowie Handlungsund Austauschräume zu eröffnen, um genau diese vereinzelnden Tendenzen zu umgehen. Dabei zeigt sich allerdings, dass es nicht nur um den Kampf um konkrete Räume geht, sondern um die Auseinandersetzung mit Wissen selbst.

<sup>5</sup> FLINTA steht für Frauen, Lesben, inter, nichtbinäre, trans und agender Personen. Ein FLINTA-Lesekreis ist diesen Personen vorbehalten.

<sup>4</sup> BIPOC steht für Black, Indigenous and People of Colour.

#### Welches Wissen zählt? Eine feministische, dekoloniale und antikapitalistische Perspektive

Das Spannungsfeld der Universität als einerseits demokratisch erkämpfter Ort emanzipatorischer Wissensaneignung andererseits sowie Quelle neoliberaler Ausbeutungs-Prekarisierungsstrukturen wirft die Frage nach dem transformativen Potential von Universität auf. Im Fokus steht dabei die Frage, welche Rolle kritische Wissenschaft noch in anti-kapitalistischen, feministischen und postkolonialen einnehmen kann und inwieweit die Universität noch als Ort fungieren kann, in der solche Kämpfe vorbereitet und ausgetragen werden. Die Geschichte der Universität sowie der zahlreichen Kämpfe um die Universität als Ort emanzipatorischer Wissensproduktion verweisen auf die Grenzen, die die Universität als Institution bereitstellt. Es wird sichtbar, dass das Erkämpfen eines demokratischeren Zugangs zu Universität nur begrenzt dazu beigetragen hat, ihre Unterdrückungsmechanismen aufzuheben, und diese im Zuge einer ausufernden Neoliberalisierung sogar eher verstärkt wurden.

Die aktuellen Zustände legen nahe, emanzipatorische Kämpfe eher außerhalb Universität zu führen. Hier ergeben sich externe Räume, in denen es möglich wird, auf alternative Formen von Wissensproduktion zurückzugreifen und sich explizit von akademischen Strukturen abzugrenzen. Gleichzeitig sehen wir uns mit einer wachsenden Wissenschaftskritik konfrontiert, die vor allem aus dem rechten Lager vorangetrieben wird und gleichermaßen Fake News, alternative Fakten, Verschwörungstheorien wie Hetze gegen Sozialwissenschaften wie Gender- und Queer Studies umfasst. Auch in den Universitäten selbst werden immer häufiger Kämpfe um die Definition "Wissenschaft" geführt, wobei besonders kritische Formen von Wissensproduktion und Praxis angegriffen werden. Als Antwort auf den Druck von rechts wird versucht, die Grenzen der Wissenschaft

anhand von (alt bekannten) vermeintlich universellen Kriterien der Objektivität und Rationalität festzulegen, wobei hart erkämpfte Zugänge marginalisierter Perspektiven innerhalb der Wissenschaft erneut angezweifelt und potentiell ausgeschlossen werden. Es gilt also auch hier, Widerstand zu formulieren. In einer gewissermaßen ambivalenten Bewegung muss kritische Wissenschaft innerhalb der Universität verteidigt und gleichzeitig Kritik daran geübt werden, in welchen Formen kritisches Wissen an der Universität überhaupt formuliert werden kann. Ziel muss es hierbei sein, wissenschaftliches Wissen konkret zu politisieren und damit die Verwurzelung der Wissenschaft in politischen und sozialen Kämpfen sichtbar zu machen. Außerdem müssen die Versuche, Wissenschaft anhand von Objektivitätsansprüchen zu naturalisieren, problematisiert werden.

Wissenschaft zu politisieren ist ein konkret feministisches, antikapitalistisches und postkoloniales Projekt, das konsequenterweise über die Frage der Einbindung marginalisierter Gruppen in die Institution Universität hinausgehen muss, indem sie die festgelegten Grenzen von Wissen und Wissenschaft selbst angreift. Das wird zunächst über die schwer erkämpfte Einbindung marginalisierter Subjekte in den Universitätsbetrieb möglich, verlangt aber darüber hinaus eine Infragestellung der gängigen Definition von "Wissen". Hierbei handelt es sich um kein neues Projekt: Feministisches und postkoloniales Umdenken von bestehenden Wissenschaftspraktiken wird schon seit den 1960er-Jahren immer wieder von Neuem versucht. Besonders im aktuellen, neoliberalen und reaktionären Kontext wird es jedoch wichtig, solche Formen der Kritik wieder innerhalb der Universität zu beleben, und Formen des Widerstands, die außerhalb der Universität stattfinden, in diese Kritik mit einzubeziehen.

Eine kritische Überprüfung wissenschaftlichen Wissens kann in diesem Sinne dazu beitragen, Wissenschaft als eine potentiell transformative Kraft wiederzubeleben und sie konkret in den politischen Kampf mit einzubeziehen (Hoppe 2021: 56). Besonders feministische und postkoloniale Perspektiven

können dazu beitragen, eine "standpunkttheoretisch informierte Wissenschaft" zu etablieren, die es ermöglicht marginalisierte Erfahrungen alternative Lebens- und Begriffswelten in die Wissenschaft mit einzubeziehen, um dadurch normative Herrschafts- und Dominanzprinzipien zu destabilisieren (ebd.: 57). Die Perspektive "Situierten Wissens"5 auf wissenschaftliches Wissen ermöglicht feministischen und postkolonialen einen Standpunkt einzunehmen. Dieser argumentiert für die Möglichkeit kritischen Wissens, ohne dabei die Wissenschaft selbst aufzugeben. Vielmehr lässt sich die Wissenschaft als visionäre Kraft in den Vordergrund rücken, die sich als grundlegend politisch definiert und dementsprechend als unverzichtbar markiert: "Wissenschaft war von Anfang an utopisch und visionär, dies ist ein Grund warum 'wir' sie brauchen" (Haraway 1995: 85). Wissenschaft wiederzubeleben bedeutet in diesem Zusammenhang also, nicht wieder dieselben Prinzipien männlicher und weißer Neutralität/Objektivität hervor zu kramen, um die altbekannten Grenzen wieder neu zu ziehen. Vielmehr geht es um die Etablierung feministischer und postkolonialer Wissenschaftspraktiken, die Offenheit/ Unabgeschlossenheit, partiale Perspektiven und Konflikt erlauben (Hoppe 2021: 75f.). Dies beinhaltet den Einbezug von Alltagswissen und -praktiken, genauso wie indigene Wissensbestände (ebd.: 77). Wissenschaft ist also nicht aufzugeben, sondern neu zu definieren, wobei die Universität als Hülle der Auseinandersetzung relevant bleibt. Anstelle eines reinem Zur-Verfügung-Stellens der Universität als Ort der Aneignung von wertvoller Qualifikation für den Arbeitsmarkt, müssen hier Räume des Dissens geschaffen werden, die explizit aus den Reihen feministischer, postkolonialer, antikapitalistischer Kämpfe hervorgehen. Die emanzipatorische Aufgabe liegt also darin, Wissen und explizit Wissenschaft als politische Praxis anzueignen und innerhalb der

5 "Situiertes Wissen" ist ein Konzept das von Donna Haraway in ihrem Essay "Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive" (1995) vorgeschlagen wird. Als Reaktion auf eine weiße, männliche Wissenschaftsgeschichte geht es ihr um einen kritischen Einbezug feministischer und postkolonialer Perspektiven auf den Prozess der Wissensproduktion. Universität Zwischenräume zu erschaffen, in denen die Wissenschaftlichkeit der eigenen Wissensproduktion beansprucht werden:

"So verstandene Wissenschaft schließt nicht ab, sondern öffnet und kann sich als politisierend begreifen, da Probleme hierin auch neu aufgeworfen werden. Ziel ist es weniger, Probleme zu lösen [...], als sie zur Diskussion zu stellen oder überhaupt aufzuwerfen: Wissenschaft ist das 'paradigmatische Modell nicht für Abgeschlossenheit, sondern für das, was bestreitbar ist und bestritten wird'" (Hoppe 2021: 81).

Sprechen wir von gesellschaftlicher Transformation, sprechen wir so also unmittelbar über die Transformation der Universität, die als Quelle der Politisierung funktionieren kann. Die Definition von Wissen und die Art und Weise wie Wissenschaft produziert werden, lassen sich nicht davon trennen. Stellen wir uns also die Frage nach alternativen Zukünften, stellen wir uns auch immer die Frage nach neuen Formen der Wissensproduktion. Die Universität sollte hier nicht nur als Hülle funktionieren, sondern als möglicher Ursprung transformativer und revolutionärer Antworten.

#### Anstelle eines Fazits: Ausblick auf etwas anderes

Die hier angestellten Überlegungen zu einem ambivalenten Verhältnis zur Idee der Universität sowie ihrer materiellen Ausgestaltung beinhalten bereits in Grundzügen weitere Perspektiven, die über ihre aktuelle Form und Inhalte hinausweisen. Dementsprechend geht es uns nicht darum, die Idee der Universität beziehungsweise der Ermöglichung von Wissensweitergabe, von Wissensproduktion sowie von Austauschräumen vollkommen zu verwerfen. Hingegen wollen wir, sowohl anhand dieses Artikels als auch perspektivisch, auf die Notwendigkeit der Problematisierung hinweisen, um so über die Produktion und Reproduktion gesellschaftlicher Machtverhältnisse, die sich, wie wir gerade an der Genese der Universität zeigen wollten, auch in ebendieser materialisieren, zu überschreiten. Mit der Vorstellung und Hoffnung auf (die Möglichkeit von) Bildung für alle sowie die Anerkennung vielfältigen Wissens, das sich nicht mehr an vermeintlicher und eigentlich androzentristischer Objektivität bemisst, wollen wir Universität anders denken.

Insofern wollen Perspektiven wir schaffen: Vielleicht können Universitäten solche Räume werden, an denen kollektive Austausch- und Diskussionsprozesse stattfinden, an denen Bildung hierarchiefrei(er) funktioniert und Wissen nicht mehr an ein elitäres, exklusives Wissenschaftsverständnis gebunden ist oder funktionalistisch für den Erhalt einer kapitalistischen Gesellschaft und ihrer Verwertungslogiken wird, sondern für Vielfalt sowie Dissens offen ist. Besonders die durch Neoliberalisierungstendenzen hervorgerufenen Verstärkungen von Individualisierung, Prekarisierung Ökonomisierung des Universitätsbetriebs (bereits die Idee eines Betriebs weist auf genau diese Entwicklung hin), zunehmend festgeschrieben durch die Bologna-Reformen, genauso wie durch die aktuellste Universitätsgesetz-Novelle, führt zu Vereinzelung und Schließung gemeinsamer Räume.

Doch die Idee alleine für eine kollektive, solidarische Universität wird nicht reichen. Da gilt es hingegen, vorangegangenen Kämpfen gesamtgesellschaftliche Analysen einzubeziehen, vielfältiges Wissen zu hören, zu produzieren und zu ermöglichen, vermeintlich persönliche Erfahrungen in diese Analysen einzubeziehen und gemeinsam Alternativen zu überlegen, zu gestalten und im Kleinen vorwegzunehmen. Das Unbehagen auszudrücken und mit anderen zu reflektieren wird die Universität insgesamt nicht verändern, doch sie unterläuft ihre neoliberalen Logiken der Vereinzelung und Individualisierung. Jedoch darf Universität, sowohl in ihrer Kritik als auch in dem Versuch sie zu verändern, nicht isoliert betrachtet werden. Kämpfe zu verbinden, solidarische Beziehungen im Kampf gegen unterschiedliche und vielfältige Diskriminierungs-, Individualisierungsformen Prekarisierungsund zu bilden und zu erhalten und voneinander zu lernen, können Räume für Austausch und Wissensweitergabe ermöglichen. Dementsprechend liegt das transformative Potenzial der Universität nicht einfach vor uns, sondern muss emanzipatorisch angeeignet und weitergesponnen werden.

Kyra Kraus studiert Politikwissenschaft im Master und liest 661 Seiten pro Seminar in einer Woche.

Lina Schmid studiert Politikwissenschaft im Master und lässt sich regelmäßig von Männern über Feminismus belehren.

Kyra Schmied studiert Politikwissenschaft im Master und schreibt individualisiert unter Druck ihre Masterarbeit.

#### Literatur

Denk, Ulrike (2017): "Eine frühe 'Massenuniversität'. Der Einzugsbereich der Universität Wien im Mittelalter". URL: https://geschichte.univie.ac.at/de/artikel/die-universitaet-eine-europaeische-schoepfung-desspaeten-mittelalters [Zugriff: 19.05.2022].

Federici, Silvia (2018): Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation. Wien: Mandelbaum kritik&utopie.

Foucault, Michel (2020): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Haraway, Donna (1995): "Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive". In: Donna Haraway (Hg.): Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt/ New York: Campus Verlag.

Hartman, Saidiya V. (1997): Scenes of Subjection. Terror, Slavery, and Self-Making in Nineteenth-Century America. New York / Oxford: Oxford University Press.

Hoppe, Katharina (2021): Die Kraft der Revision. Epistemologie, Politik und Ethik bei Donna Haraway. Frankfurt am Main / New York: Campus Verlag.

Horkheimer, Max/Theodor W. Adorno (2013): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt am Main: Fischer.

Lander, Edgardo (1993): La colonialidad del saber: eurocentrismo y ciencias sociales. Perspectivas latinoamericanas. Buenos Aires: CLACSO.

Mühlberger, Kurt (2015): "Die Universität – eine europäische Schöpfung des späten Mittelalters". URL: https://geschichte.univie.ac.at/de/artikel/die-universitaet-eine-europaeische-schoepfung-desspaeten-mittelalters [Zugriff: 19.05.2022].

Quijano, Aníbal (2007): "Coloniality and Modernity/Rationality". In: Cultural Studies 21/2–3, S. 168–178.

Ross, Kristin (2015): Communal Luxury: The Political Imaginary of the Paris Commune. London/New York: Verso.

Rüegg, Walter. Geschichte der Universität in Europa. München: Beck, 1993

Segato, Rita Laura (2021): Wider die Grausamkeit. Für einen feministischen und dekolonialen Weg. Wien: mandelbaum kritik & utopie.

Vargas, Virginia (2017): "Some Thoughts on New Epistemologies in Latin American Feminism". In: Harcourt, Wendy (Hg.): Bodies in Resistance. Gender and Sexual Politics in the Age of Neoliberalism. London: Palgrave Macmillan.

Zerilli, Linda (2005): Feminismus und der Abgrund der Freiheit. Wien/Berlin: Verlag Turia + Kant.



**politix 49** | 2022

# Auswirkungen des digitalen Wandels und der Pandemie auf die Hochschulen

Thomas Eisenhut

#### Einleitung

Der Beitrag versucht die Potentiale der bedeutenden Aspekte wie Digitalisierung, lebenslanges Lernen sowie von Kooperation im Zuge von Hochschulen zu analysieren bzw. darzustellen. Die gesellschaftlichen sowie bildungspolitischen Transformationen sollen unter den gegebenen Gesichtspunkten miteinander verknüpft werden. Möglichkeiten, die sich aus dem Potential des Wandels ergeben, sollen festgestellt und einen Abriss für Hochschulen in der Zukunft abbilden.

Der Fokus liegt in der Identifizierung der Erfordernisse, die Forschende und Studierende an "modernen" Hochschulen künftig benötigen. Die neuen Anwendungen und Möglichkeiten im Zuge der "Digitalisierung" betreffen Hochschulen, wodurch sich massive Veränderungen ergeben. Gerade die Corona-Krise hat gezeigt, wie rasch sich die Bildungstätigkeiten vom traditionellen Ablauf in den Online-Bereich verschieben können. Die "moderne" bzw. Hochschule der Zukunft soll ein lebenslanger Partner in der Hinsicht "lebenslanges Lernen" sein und durch Netzwerke auch in späteren Lebensphasen rasch und digital erreichbar sein. Zusätzliche Fragen, die im Sinne des Beitrages untersucht werden: Welche Maßnahmen, Modelle bzw. Initiativen tragen zur "digitalen Befähigung" der Gesellschaft bei? Wie können heimische Hochschulstandorte (FHs und Unis) vermehrt kooperieren, um international wahrgenommen zu werden? unterschiedlichen Zugänge?

Beim Begriff "Hochschule(n)" sind Universitäten und Fachhochschulen gemeint. Bei den Begriffen setzte sich die Bezeichnung des "Home-Office" zwischenzeitlich weitestgehend flächendeckend durch. Wobei der früher bereits verwendete Begriff der Telearbeit die Tätigkeit des Arbeitens von zu Hause aus betrifft, handelt es sich bei Home-Office um eine inkorrekte Übersetzung aus dem Angloamerikanischen in umgangssprachliches Deutsch und wird so im Englischen eher mit Hauptsitz oder Arbeitszimmer verbunden. Telearbeit bedeutet im Englischen das Remote-Working. Der Begriff "Digitalisierung" wird seit den letzten Jahren vielfach als Schlagwort oftmalig im breitesten Sinne gebraucht.

# COVID-Krise als Motor für Digitalisierung?

Die Covid-Pandemie hat die Staaten weltweit gefordert. Bereits zu bemerken sind die daraus entstehenden Auswirkungen und die Folgen werden noch eine längere Zeit spürbar bleiben. Dieser Umstand verdeutlicht auch, dass "Digitalisierung" zur Eindämmung der Herausforderungen genutzt werden konnten. Zu unterscheiden sind zwei Entwicklungen im Zuge der Transformation. Die "Digitalisierung" ist eine generelle Tendenz, die noch einige Jahre weiter andauern wird. Die aktuellen Krisen und vor allem die Pandemie fungieren als eine Art Motor. Kurzfristig hat es schon massive Trends einer umfassenden "digitalen Umwelt" gegeben. Derzeitige Konzepte liegen vor und

könnten uns helfen, um Standort und Staat resilienter zu gestalten, was künftigen Fortschritt ermöglichen würde (Tage et. al. 2020: S. 61 f.).

Jedoch sollten "Digitalisierung" und deren Bedeutung näher betrachtet werden, um diese greifbar machen zu können. Aktivitäten in dem Bereich der Digitalisierung sollen die Gesellschaft dahingehend unterstützen, digitale Fähigkeiten zu erwerben, digitale Technologien kompetent zu nutzen, um mit dem digitalen Wandel Schritt halten zu können. Durch Wissensvermittlung soll der Gesellschaft eine Mitwirkung an der Digitalisierung möglich gemacht werden. Kompetenzlücken sollen erkannt, die Bedürfnisse abgedeckt und technologische Antworten geliefert werden. Spätestens die Corona-Krise hat gezeigt, dass keine Gesellschaftsgruppe ohne digitale Skills auskommt.

Aber bedeutet Digitalisierung was im engeren bzw. näheren Sinn? Dabei handelt es sich um einen technologischen Veränderungsprozess. Im ursprünglichen Zusammenhang handelt dieser von der Umwandlung analoger in digitale Größen. Dieser Wandlungsprozess bringt gesellschaftliche Veränderungen in der Bildung und im Berufsleben aber auch in der Kommunikation mit sich. Digitalisierung ist also ein Prozess, der nicht nur wirtschaftlich und technisch, sondern auch gesellschaftlich zu betrachten ist. Die Transformation führt dazu, dass "veraltete" Prozedere ersetzt werden oder bereits bestehende durch Effizienzsteigerung, wie etwa Automatisierung, optimiert werden können. Die zentralen Faktoren hier sind Daten, digitale Infrastruktur und Algorithmen (Pellert/Cendon 2019: 167 ff.).

# Aktuelle Krise(n) und ihre Wirkung

Während der Pandemie hat sich hierzulande die Bereitschaft bzw. Einstellung gegenüber den digitalen Möglichkeiten geändert. Mehr als sieben von zehn Personen bzw. insgesamt 77 Prozent sehen die Möglichkeiten der digitalen Dienste als eine nützliche Erleichterung an (Steinbrück et. al. 2020: S. 35).

Ein Vergleich der ländlichen und städtischen Regionen zeigt, dass es in Deutschland und der Schweiz mehr Bereitschaft im städtischen als im ländlichen Bereich zur Nutzung digitaler Tools gibt. Nur in Österreich gibt es beim Stadt-Land Vergleich de facto keinen Unterschied. Im Zuge der Pandemie wurden etwa Behördenwege eher verschoben bzw. vermieden, insofern diese nicht vor Ort möglich waren, anstatt auf moderne Kanäle auszuweichen.

Nur ein kleiner Teil der BürgerInnen verwendet seit Beginn der Pandemie vermehrt Online-Dienste. Das sind in Österreich und der Schweiz mehr Personen als in Deutschland. Je länger die Pandemie andauert, desto eher steigt die Wahrscheinlichkeit, die Hürde der bisherigen Nicht-Nutzung zu überspringen (Steinbrück et. al. 2020: S. 18 f.).

Kann Digitalisierung benutzt werden, um künftige Krisen besser zu bewältigen? Hier zeigt sich eine veränderte Situation in verschieden Bereichen. Remote Work bzw. Home-Office Lösungen sind insbesondere Corona-Krise überlebensnotwendig geworden. Eine Erhebung der Management- und Strategieberatungsgesellschaft Deloitte im Jahr 2019 hat gezeigt, dass der Trend in Richtung Home-Office bzw. Telearbeit seit 2017 von 42 Prozent auf 86 Prozent angestiegen ist. Die Akzeptanz für digitale Kanäle wie Online Shops oder Social Media liegt bei 18- bis 24-Jährigen bei 75 Prozent, bei 25- bis 34-Jährigen bei 66 Prozent und bei den über 55-Jährigen immerhin bei 29 Prozent. Eine Erweiterung des Informationsund Beratungsangebotes zur Befähigung digitaler Fähigkeiten kann durch die Zurverfügungstellung entsprechender Dienstleistungen bewirkt werden. Dabei stehen digitale Inhalte im Vordergrund. Insbesondere der Ausbildungsbereich sollte mit digitalen Kompetenzen angereichert werden.

Dabei sollte der Fokus auf die Förderung des Erwerbs von digitalen Kompetenzen als einen langfristigen Prozess gelegt werden. Fehlende digitale Kompetenzen sind ein Hindernis im Rahmen der nicht aufzuhaltenden digitalen Transformation und werden diesen Wandel verlangsamen. Die zunehmende Standardisierung dieser Kompetenzen ermöglicht eine künftige Messbarmachung (Taga et. al. 2020: S. 32 ff.).

Kritisch ist anzuführen, dass auch bei der weiter voranschreitenden Digitalisierung der fehlende persönliche Kontakt und Austausch von potentiellen UserInnen als eine Barriere betrachtet wird. Digitale Assistenztools sind bereits interaktiv ausgestaltet. Jedoch können diese den persönlichen Kontakt (noch) nicht ersetzen (Steinbrück et. al. 2020: S. 33 ff.).

#### Gegenwärtige Tendenzen bei UserInnen

Im Drei-Länder-Vergleich mit Deutschland und der Schweiz liegt Österreich mit 3,5 Nutzungsaktionen von e-Government/digitalen Services pro Jahr leicht über dem Schnitt (Steinbrück et.al. 2020: S. 16 f.). Die Weiterbildungsmaßnahme "fit4internet" etwa fördert digitale Fertigkeiten: Das Modell beschreibt die Entwicklung dieser Kompetenzen auf acht Stufen (grundlegend bis hoch spezialisiert) und soll zum Verständnis, zur Orientierung und zum Überblick dienen und bei der Abschätzung und Beschreibung der persönlichen Fähigkeiten und deren Weiterentwicklung helfen (Nárosy et al. 2018). Davon sollen Jugendliche, Erwerbstätige sowie die Generation der Älteren (65+) profitieren. Die Zielgruppe umfasst an und für sich jene Menschen die online handlungsfähig und kompetent werden wollen. Beim Fokus auf Erwerbstätige können diese ihre digitalen Fähigkeiten steigern und verbessern somit auch ihre Chancen am Arbeitsmarkt. Künftig werden Daten immer mehr zur Chance. Genau in diese Kerbe schlägt das Vorhaben des digitalen Aktionsplans (2020).

Daten betreffen drei wichtige Aspekte: Souveränität, Solidarität und die Nutzung. Datensouveränität ist nur möglich, wenn in der gesamten Gesellschaft ein ausreichendes Wissen über die eigenen Daten, die Datenverarbeitung sowie die Chancen und Risiken der Datennutzung besteht. Datensolidarität bedeutet Innovation durch das Teilen von Daten, hinter dem Grundsatz der Datensolidarität verbirgt sich der Gedanke, dass die Bereitstellung der eigenen Daten ein Akt der gesellschaftlichen Solidarität ist. Die Nutzung von Daten fördert Innovationen und kann dadurch einen gesellschaftlichen Mehrwert schaffen. Die "Datensouveränität" muss gesichert sein. Grundsätze der Datenpolitik wie Verfügbarkeit, rechtliche Grundlagen für Nutzung, sowie Datenschutz sollen berücksichtigt werden (Digitaler Aktionsplan Austria 2020: S. 12 ff.).

Der Ansatz der "Cloud University" ist ein relativ neues Konzept einer modernen Bildungseinrichtung im Sinne der Digitalisierung und stammt von der Carl Benz Academy. Entwickelt werden interaktive Methoden des Lernens und der Lehre, die sich mit bereits existierenden und künftigen Möglichkeiten des Internets beschäftigen. Realitätsgetreue Schauplätze spielen nach wie vor eine Rolle und sind neben der "Spielifikation" eine wesentliche Ergänzung. Lehrende können sich über moderne Optionen der Lehre informieren und vorhandene Erfahrungen mitreflektieren. Dabei werden auch neue Optionen für das lebensbegleitende Lernen entwickelt, womit didaktische Chancen erhöht sowie Prüfungen bestmöglich virtuell durchgeführt werden können Schönebeck/Pellert 2016: S 395 ff.).

#### Zukunftskonzept Bildung: "Mehr" lebensbegleitend und digital

Durch die Corona-Krise, aber auch schon zuvor verstärkte sich der Trend, vermehrt online zu kommunizieren. Viele ArbeitnehmerInnen arbeiten im "Home-Office" und Bildungseinrichtungen mussten auf "digitale Lerntools" umstellen. Deshalb werden entsprechende technologische Möglichkeiten benötigt. Das Angebot der Bildung muss hier an den vermehrten Bedarf der Online-Kommunikation

angepasst werden. Digitale Skills zu erwerben bewegt sich im Rahmen eines langfristigen Prozesses (Taga et. al. 2020: S. II ff.).

Der digitale Wandel ist eine Chance aber gleichzeitig eine Herausforderung für die Bildung. Digitalisierung ermöglicht "neues Denken", denn sie fördert mehr zusammenhängendes und situatives Lernen. Es geht mehr darum, die neuen Technologien nicht nur nutzen zu können, sondern auch vermehrt darum, durch neue Technologien auch die Vermittlung von Wissen zu vertiefen. Die Europäische Kommission hat in ihrem Aktionsplan für digitale Bildung festgestellt, dass die "jüngere Generation" neue digitale Technologien zwar stark nutzt aber es an einem vernünftigen Umgang sowie richtigen Einsatz mangelt. Um dies zu ändern, wäre es nötig, bereits bei den Lehrenden anzusetzen und entsprechende IT-Infrastruktur und Schulungen zur Verfügung zu stellen. Digitale Kompetenzen werden mehr denn je wichtig und könnten künftig zur nötigen Basisausbildung gehören (Pellert/Cendon 2019: S. 169 f.). Ein digitaler Unterricht ist während der Pandemie 2020 erstmalig breitenwirksam geworden. "Digitaler Unterricht" bedeutet diesem Zusammenhang "digitale Vermittlung von Lerninhalten". Dadurch konnte der Lehrbetrieb aufgrund der physischen Einschnitte aufrechterhalten werden. Dabei ist die Qualität der Unterstützung entscheidend von den digitalen Kenntnissen der Lehrkräfte abhängig (Steinbrück et.al. 2020: S. 53).

Im Zuge der Covid-Krise war die Schließung von Schulen aber auch anderen Bildungseinrichtungen eine große Herausforderung. Dadurch wurde de facto erstmalig "Remote-Teaching" im großen Ausmaß eingesetzt. Hier hat sich gezeigt, dass reichere Länder mit höherem Einkommen mehr Möglichkeiten beim E-Learning darbieten. Während der Krise sind Anwendungen von E-Learning vor allem bei asiatischen und europäischen Ländern gestiegen. Mehr als die Hälfte dieser Länder bieten Fernunterricht und Online-Weiterbildung im Bereich der Lehre an (Vegas 2020). Der Autor leitet daraus ab, dass die Wirkung der Schließung auf die Hochschulen geringer war, weil diese bereits vorher digital gut vernetzt waren bzw. E-Learning Angebote vorweisen

konnten. Eine Erhebung aus dem Jahr 2020 zeigt, dass während der Krise "Virtuelle Schulen" möglich wurden. Eine Initiative in Großbritannien hat gezeigt, dass innerhalb einer Woche Video-Material im Ausmaß von etwa acht Tagen zur Verfügung gestellt werden konnte. Lehrende haben Unterstützung im Bereich des "Remote Teach" bekommen und ihre Kompetenzen werden gefördert (Ash 2020).

"Lernen" gilt als zentraler Faktor beim Vorhaben des lebenslangen Lernens. Es geht darum, dass das Individuum selbst mehr Verantwortung für den Inhalt, die Methode und die Art der Kanäle, übernehmen soll. Unterschieden wird wiederum zwischen formalem, informellen und nicht-formalem Lernen. Formales Lernen bedeutet, den traditionellen Weg via Bildungseinrichtung zu gehen (Hochschulen, Bildungsinstitute, Volkshochschulen etc.). Dagegen ist das informelle Lernen eine Fähigkeit, die nebenher im Zuge des selbständigen Nachdenkens und des Hinterfragens ausgeübt wird. Das nicht-formale Lernen umfasst geplantes und zielgewandtes Vorgehen und wird eher mit "konservativen" Bildungseinrichtungen in Zusammenhang gebracht. Lebenslanges Lernen soll alle drei Arten des Lernens inkludieren und es auch den traditionellen Instituten ermöglichen, sich damit nicht im Widerspruch zu befinden. Die Vorstellung ist, dass sich hierbei "Lernen" auf sämtliche Lebensphasen bezieht. Es ist dies ein Prozess, der im Laufe eines menschlichen Lebens niemals endet. Der zweite Aspekt ist, dass "Lernen" an verschiedenen Lokalitäten stattfindet. Im Zuge der Corona-Krise hat digitales Lernen bzw. ein neuer, moderner interaktiver Lern-Prozess durch die Fernlehre ("Remote Teach") einen kräftigen Anschub erhalten (Pellert/Cendon 2019: S. 165 ff).

Das Konzept einer lebensbegleitenden Bildung kann dazu beitragen, die Kompetenzen und Qualifikationen des Bildungsstandortes zu festigen und dadurch langfristig auch die Wettbewerbsfähigkeit zu verbessern. Durch den Fokus auf Eigenverantwortung der bei den Lernenden entsteht, können sich diese die benötigten Bildungsangebote und Informationen selbständig und eigenverantwortlich beschaffen. Der Schwerpunkt der Zielgruppe liegt bei

berufsbegleitenden Personen. Vor allem im Sinne der digitalen Transformation bekommt das Konzept einen neuen Stellenwert zugesprochen. Hochschulen können Angebote der Studiengänge und Lehrgänge für ihre AbsolventInnen ergänzen. Studierende aus höheren Altersgruppen müssen mit höherer Wahrscheinlichkeit digitale Fähigkeiten erstmalig erlernen und haben entsprechenden Nachholbedarf im Vergleich mit der jüngeren Generation, die bereits mit den neueren Technologien aufgewachsen ist. In Pflichtschulen müsste künftig mehr Fixangebote für den Erwerb digitaler Kompetenzen integriert werden.

Bundesministerium Laut dem für Bildung. Wissenschaft und Forschung (BMUKK) wurden im Zuge des Konzepts der lebenslangen Bildung fünf Leitlinien festgelegt. Menschen aller Altersgruppen sollen unabhängig vom Zeitpunkt leichter in den Prozess der Bildung einsteigen können ("Lebensphasenorientierung")<sup>1</sup>. Weiterbildung im Bereich der digitalen Fähigkeiten umfasst lebensbegleitendes oder die Vorstellung lebenslanger Bildung und sollte darin inkludiert werden. Das Konzept kann eine Vorbereitung auf die Herausforderungen der Digitalisierung für die Gesellschaft sein. Geltung findet der Ansatz im gesamten Bildungssektor und könnte auch vermehrt von den Hochschulen aufgegriffen werden.

Auch die Forschung wird durch Änderungen im Zuge des "neuen digitalen" Arbeitens geprägt. Durch den vermehrten Einsatz von Künstlicher Intelligenz, intelligenter "trial and error" -Software, Datenbanken etc. können Forschungsergebnisse agiler erreicht werden. Experimente können effektiv an neue Zusammenhänge angepasst und Prototypen rasch entwickelt werden. Neue virtuelle Orte, digitale Plattformen und problembasierte Forschungsräume

I Siehe hierzu auch: Flexiblere Formen von Lokalitäten und neue Lernarchitekturen für Lehrende und Lernende stellen den zweiten Aspekt dar. Die lebenslange Beratung soll eine weitere Unterstützung darstellen. Transparenz und mehr Vergleichbarkeit der erworbenen Qualifikationen soll durch anerkannte Zertifizierungen an Wert gewinnen (BMUKK, Strategie zum lebensbegleitenden Lernen 2011: 9 ff.).

können in ähnlicher Art und Weise wie beim "Mobile Learning" auf die Forschung umgelegt werden (Pellert/ Cendon 2019: S. 171 f.).

#### Hochschule(n) und ihre Bedeutung

Hochschulen haben eine doppelte Funktion, die sie in ihrer Fähigkeit als hochrangige Hotspots im Wissenstransfer aufweisen. Einerseits sind sie Akteure, die lokal eingebettet agieren, und auf der anderen Seite bringen sie auch neuen Input durch ihre globale Vernetzung in den Standort ein. Die Wertschöpfung im Hochschulsektor wird nicht nur durch monetäre Aspekte, sondern auch in demografischer und kultureller Hinsicht geprägt. Sie tragen dazu bei, das Zusammenspiel von Innovation und Forschung voranzutreiben, um Investitionen privater Natur durch Humankapital sowie ausländische Investitionen anzukurbeln. Hochschulen gelten als hochrangige sowie zentrale Einrichtungen des nationalen sowie internationalen Bildungs- und Forschungssystems. Diese beeinflussen die Attraktivität des Standortes hinsichtlich ihrer Infrastruktur und hochwertigen Dienstleistungen. Gemeinsam mit der Wirtschaft können sie sich in der Standortpolitik einbringen und sich als leitende Institutionen etablieren (Musil/Eder 2013: S. 16 f.). Hochschulen spielen dabei die wesentliche Rolle, da sie als Institutionen für Bildung und Forschung am Standort bestehen (Europäische Union 2011). Damit sich Hochschulen zunehmend als emanzipierte etablieren, sollten Institutionen sie darauf abzielen, sich bei der Entwicklung eines eigenen Standortkonzeptes und durch die Einbindung in vorhandene Strategien einzubringen. Dabei sollten die Hochschulen eigene strategische Netzwerke und Kooperationen mit Unternehmen und anderen Forschungseinrichtungen in einem abgegrenzten Umfeld nutzen. Im Rahmen des Wissenstransfers die Kooperation von Hochschulen Unternehmen bedeutend, welche stark durch Auftragsforschung geprägt wird. diesem Einzugsgebiet bilden sich Hochschulnetzwerke heraus, um mit forschungsintensiven Betrieben

in der jeweiligen Region zusammen zu arbeiten. Forschungstätigkeiten unterstützen sie die Universitäten und Fachhochschulen als künftige "regionale Leit-Institutionen" und fördern die Entwicklung von strategischen Forschungsschwerpunkten (Österreichischer Forschungs- und Technologiebericht 2020: S. 69 ff.). Der in Europa zunehmende Einfluss von Strategien bietet für Hochschulen die Chance, sich an einem Wissenschaftsstandort durch Markenbildung in Stellung zu bringen. Im Bewusstsein ihrer Bedeutung als Impulsgeber für die strukturelle und digitale Transformation liegt es an ihnen, sich durch ein aktives Profil abzugrenzen bzw. sich als Marke in der Region aufzustellen. Hochschulen sind im Zuge der Globalisierung vernetzte Wissensbasen, die im weiteren Sinne auch als Treiber für Innovation gelten. Diese sind "Kraftquellen" im Umfeld von Innovationssystemen sowie Ausbildungsstätten und Aushängeschild für Personen Innovationspotential (Europäische Kommission 2010: S. 6 ff.).

#### Schlussfolgerungen

Der Trend in Richtung digitaler Veränderungen hat sich bestätigt. Zu erwarten ist, dass der Effekt in diese Richtung auch in der "Post-Covid"-Phase" Bestand haben und sich nicht mehr umkehren wird. Durch Sicherheit im Umgang mit digitalen Anwendungen und dem Erkennen von Digitalisierung als Chance tragen die beschriebenen Maßnahmen im Bildungsbereich, dem Job-Alltag sowie in der Gesellschaft bei. Beispielsweise können vermehrte digitale Kompetenzen nützen, auf künftige vermehrte digitale Bewerbungsverfahren vorbereitet zu werden und somit für einen "modernen" Arbeitsmarkt gerüstet zu sein. Der Vorteil der physischen Nähe eines großen räumlichen Campus von Hochschulen könnte sich in absehbarer Zeit und aufgrund der Krise reduzieren. Da zu erwarten ist, dass auch in der "Post-Covid"-Phase viele Meetings oder Lehrveranstaltungen digital und über moderne Tools sowie via Videokonferenzen abgehalten werden, werden sich Investitionen in aufwändige und kostenintensive

Gebäudekomplex großer Hochschulzentren weniger rechnen. Anzunehmen ist, dass künftig vermehrt Besprechungen elektronisch und weniger unter physischer Präsenz abgehalten werden. Das bedeutet, dass auch bei einem bereits großen existierenden Campus einer Hochschule im Stil "alles unter einem Dach" künftig weniger physische Präsenz der Fall sein könnte. In der Zeit von "Post-Covid" wird es bei Lehrveranstaltungen wahrscheinlich eine gemischte Variante aus Präsenz und Online-Unterricht geben. Generell könnten sich hybride Formen bei diversen Geschäftsmodellen und bei Meetings durchsetzen. Das Motto wird vorerst lauten: "digital, wo möglich, und präsent, wo es nötig ist".

Die Krise hat auch gezeigt, dass sich ohne digitale Fähigkeiten eine gewisse Hilflosigkeit breitmacht. Initiativen wie die Steigerung des Grades an Digitalisierung, können den Nutzen für Gesellschaft Wirtschaft fördern. Digitale Befähigung und Qualifizierung sind ein wesentlicher Faktor, um künftig krisenfester zu werden. Deshalb ist es so bedeutsam, dass dies auch im Rahmen der Hochschulen und der Bildungseinrichtungen in Kombination mit dem Konzept des lebensbegleitenden Lernens fokussiert wird. Jeder Einzelne bzw. jede Einzelne und unabhängig von Alter und Geschlecht hat durch die Krise die digitale Transformation intensiver erlebt. Die Bedarfe an digitalen Skills steigen sukzessive und entsprechende Kenntnisse werden in allen Lebenslagen immer relevanter. Die Digitalisierung darf nicht aus Angst vor Veränderungen bekämpft werden, sondern kann der entscheidende Erfolgsfaktor für Stabilität, sichere Arbeitsplätze und eine neue optimierte Arbeitsweise werden. Bedeutend ist, dass im Bildungsbereich die Fähigkeiten im digitalen Bereich so rasch wie möglich massiv gefördert werden, damit digitale Fähigkeiten künftig selbstverständlich wie die Grundrechenarten als Basiswissen beherrscht werden können. Dabei müsste darauf geachtet werden, dass die Generation 60+ nicht vergessen wird. Der Ansatz sollte bereits in der niedrigstmöglichen Bildungsstufe verfolgt werden. Bis dies soweit ist, muss vieles davon etwa von Hochschulen oder anderen Bildungseinrichtungen bzw. Initiativen ausgeglichen werden. Digitale

Grundkompetenzen zu beherrschen wird auf lange Sicht im Sinne einer gesamtgesellschaftlichen Teilhabe ("Digital Citizenship") wichtiger werden, um privat und beruflich in der digitalen Welt (über-)leben zu können. Es ist davon auszugehen, dass Hochschulen dazu beitragen werden.

Thomas Eisenhut, M.A. ist Doktorand an der Fakultät für Sozialwissenschaften am Institut für Politikwissenschaft an der Universität Wien. Seine Forschungsschwerpunkte sind Public Management und Digitalisierungstrends.

#### Literatur

BMUKK, Strategie zum lebensbegleitenden Lernen in Österreich, LLL: 2020, Wien (2011). www. qualifikationsregister.at/wp-content/uploads/2018/11/ Strategie1.pdf (09.01.2021)

BMWFW, Leitbetriebe Standortstrategie – Umsetzungsmonitor (2017). http://docplayer. org/76595143-Leitbetriebe-standortstrategie. html (22.02.2021), Wien: Bundesministerium für Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft.

Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), Digitale Zukunft: Lernen. Forschen. Wissen. Die Digitalstrategie des BMBF (2019): www.bmbf.de/upload\_ filestore/pub/BMBF\_Digitalstrategie.pdf (bezogen am II.01.2021)

Europäische Union (2006): EMPFEHLUNG DES EUROPÄISCHEN PARLAMENTS UND DES RATES Schlüsselkompetenzen für lebensbegleitendes Lernen. chrome-extension://oemmndcbldboiebfnladdacbdfmada dm/https://eur-lex.europa.eu/legal-content/DE/TXT/PDF /?uri=CELEX:32006H0962&from=EN (II.02.202I)

Europäische Union (2011): Smart Specialisiation -Strenthening Innnovation in Europe's Regions. https:// ec.europa.eu/regional\_policy/sources/docgener/guides/ smart\_spec/strength\_innov\_regions\_en.pdf (24.02.2021)

Genna Ash, "Government-backed virtual school opens to students during coronavirus lockdown", Educational Technology (2020). https://edtechnology.co.uk/covid-19/government-backed-virtual-school-opens-to-students-during-coronavirus-lockdown/

Nárosy, Thomas/ Röthler, David/ Scecnik, Erich (2018): Digitales Kompetenzmodell für Österreich DigComp 2.2 AT. chrome-extension://oemmndcbldboiebfnlad dacbdfmadadm/https://www.fit4internet.at/media/digcomp\_2\_2\_at\_barrierefrei\_vi4\_pdf(11.02.2021)

Schönebeck, Manfred/Pellert, Ada, Von der Kutsche zur Cloud – globale Bildung sucht neue Wege: das Beispiel der Carl Benz Academy, Wiesbaden (2016)

Steinbrück, Joachim/Mager, Birgit/Ludewig, Gottfried/Pausder, Verena (2020): eGovernment Monitor 2020 – Staatliche Digitalangebote – Nutzung und Akzeptanz in Deutschland, Österreich und der Schweiz, Studie der Initiative D21 und der TU München, durchgeführt von KANTAR, https://initiatived21.de/app/uploads/2020/IO/egovernment\_monitor\_2020\_onlineausgabe.pdf (bezogen am 19.01.2021): Initiative D21 e.V.

Taga, Karim/ Gindy, Mikel/ Reiter, Dominik/ Scherr, Maximilian/ Widmann, Kerstin (2020): Digitalisierung als Treiber zur Stärkung der Krisenfestigkeit Österreichs in Pandemien - Studie durchgeführt von Arthur D. Little Österreich im Auftrag von CISCO und BMDW. chrome-extension://oemmndcbldboiebfnladdacbdfm adadm/https://www.adlittle.at/sites/default/files/adl\_digitalisierung\_pandemie\_studie-web.pdf (10.02.2021)

Vegas, Emiliana, "School closures, government responses, and learning inequality around the world during COVID-19", (2020). https://www.brookings.edu/research/school-closures-government-responses-and-learning-inequality-around-the-world-during-covid-19/



# Erasmus digital? Warum das ein Widerspruch ist.

Edgar Subak

Mehr als zwei Jahre dauert die Pandemie nun an. Die Universitäten schlossen ihre Tore und ihre Lehrinhalte vermittelten sie digital. Bildung im tertiären Sektor wurde für Betroffene eine leidenschaftslose Dauerveranstaltung aus der Ferne. Der zwischenmenschliche Kontakt in neuen Kontexten, den die Erfahrung des Studierenden-Daseins ausmachte, ist zum gesundheitlichen Risiko geworden.

Die Teilnahme von österreichischen Studierenden an Erasmus+, einem Mobilitätsprogramm u.a. für Studienaufenthalte in anderen EU-Ländern, ist in den vergangenen zwei Jahren stark zurückgegangen. Im Wintersemester 2020 gab es eine Minderung der In-Coming (d.h. vom Ausland nach Wien kommenden) Studierenden von circa der Hälfte im Vergleich zu Vor-Corona-Zahlen (Preusser/Kurier, 10.04.2021). Die Universität Wien hat Erasmus-Aufenthalte gestrichen. die Destination Reisewarnstufe ausgesprochen wurde. anderen österreichischen Universitäten wurde die Letztentscheidung den Studierenden überlassen (Anders/Der Standard, 21.01.2021). Dafür würden sie im Zielland oder auch daheim online an den Lehrveranstaltungen des Gastlandes teilnehmen können. Mittlerweile sind Erasmus-Aufenthalte vor Ort wieder möglich, zumindest nannte sie der ehemalige Bildungsminister Heinz Faßmann im vergangenen Herbst wieder "problemlos" (Der Standard, 01.06.2021).

Im vorliegenden Text geht es darum, welche Mechanismen hinter Erasmus+ stehen und warum die Argumentation, man könne doch online Erasmus erleben, fadenscheinig ist.

#### Identität auf Knopfdruck?

Internationale Mobilität beim Studieren ist für viele eine tiefgreifende Erfahrung. Eigene Positionen und Perspektiven verschieben sich. Das passiert, wenn man neben anderen Inhalten, auch andere Lehrstile mitbekommt, besonders aber wenn man Lebensstile wahrnimmt, die man bisher nicht kannte (Prietro-Arranz et al. 2021). Über den Tellerrand zu schauen ist hier nicht nur eine Floskel.

Auf die Studierenden kommt die Verschiebung des Lebensmittelpunkts und die konzentrierte Interaktion mit Menschen zu, die sich derselben Aktivität hingeben. Noch bevor es zum eigentlichen Beginn des Auslandsaufenthalts kommt, beginnt bereits etwas Wichtiges. Das Konzept der "imagined communities" (Anderson 1991; Wenger 1998) deutet darauf hin, dass bereits die Vorstellung von einer Gruppe, der man sich zugehörig fühlt, identitätsstiftend sein kann. Imagination stößt einen Prozess an, in dem sich Bilder der Welt, des eigenen Ichs und gefühlte Zugehörigkeit bilden.

Vor Ort entsteht dann eine "community of practice" (Wenger 1998), in der Individuen gesellschaftlich anknüpfen an die Praxen und an unmittelbare zwischenmenschliche Beziehungen einer Gemeinschaft, die einem verbindenden Ziel entgegenstreben (Kanno & Norton 2003: 24I; Wenger 1998). Beispiele für solche Gemeinschaft sind der Arbeitsplatz, religiöse Gruppen, aber auch Studierende im Bildungsbereich.

Erasmus-Studierende sind beides – eine "imagined community" sowie eine "community of practice". Denn Lernen und Studieren sind keine rein kognitiven Tätigkeiten, sie sind auch Praktiken der Partizipation in Gemeinschaften mit ähnlichen Praxen und

Aspirationen (Kanno & Norton 2003: 242). Studieren ist eine zutiefst soziale Aktivität und eingebettet in ihre Umgebung.

Besondere Bedeutung nehmen die Beziehungen ein, die sich im Zuge des sozial eingebetteten Lern-Engagements ergeben. Diese entspringen dieser "imagined community" und bringen Menschen zusammen, die ähnliche Bestrebungen hinsichtlich ihres Lernens verfolgen. Diese Freundschaften können über die Zeit des Kurses hinausgehen und das weitere Leben durchaus prägend mitbestimmen. Die Gemeinschaftsperspektive kann bei Erasmus nicht genug betont werden.

Die Bildung einer Community geschieht wesentlich spontaner und einfacher in Präsenz. Der digitale Raum im Kontext universitärer Bildung ist stark unterentwickelt. Von der Universität etablierte soziale Digitalräume, die von Online-Unterrichtsräumen abweichen, sind mir bislang unbekannt.

Für mich war das Wintersemester 2021/22 in Bologna, wo ich meinen Erasmus-Aufenthalt verbrachte, so etwas wie eine Rückkehr ins Soziale. Lernen nahm wieder die notwendige zwischenmenschliche Dimension an, die ich eineinhalb Jahre so sehr vermisst hatte. Diskussionen mit Mitstudierenden oder Professor:innen waren auf unkomplizierte Art wieder möglich geworden. Um es anders auszudrücken: Studieren machte wieder Spaß und Lernen war keine zähe Tätigkeit in den eigenen vier Wänden mehr. Auch die Formung der eigenen Identität als junger Mensch kann durch die Sozialisierung im Ausland etwa anhand von Begegnungen mit internationalen Studierenden heimischen Kommiliton:innen seinen Lauf nehmen. Identitätsprägende Momente im universitären Kontext, die durch Zoom oder MS-Teams ablaufen, sind meiner Ansicht nach nicht möglich. Denn die Kommunikation findet durch eine künstliche Vermittlung statt und fühlt sich konfrontativer an. In den drei Semestern seit dem Pandemieausbruch habe ich kaum neue Menschen durch das digitale Format an der Universität Wien kennengelernt. Anderen wird es ähnlich ergangen sein.

#### Nationalität als Trennlinie

Prieto-Arranz et al. (2021: 12) zeigten anhand narrativer Daten, dass Studierende im Ausland eigene kulturelle Annahmen kritisch hinterfragten, Werte, die sie verinnerlicht hatten, sowie nationale Identitäten neu bewerteten. Sie zeigten aber auch, dass Mitglieder der "community of practice" nicht alle gleich waren, konkret am Beispiel spanischer und katalanischer Studierender. die entlang nationalistischer Trennlinien Gruppen bildeten. Es kam zur Reproduktion nationalistischer Selbstverständnisse. Spanische Studierende reagierten irritiert auf den Gebrauch der katalanischen Sprache und zogen es vor, mit anderen Spanischsprachigen zu verkehren. Daher kann auch argumentiert werden, dass es aufgrund sprachlicher Bedingungen zu nationalen Bubbles im Ausland kommen kann. Hier aber kann die Wahrnehmung der eigenen Nationalität neu ausfallen.

meinem Fall lernte ich nur wenige Österreicher:innen in Bologna kennen. Mit den meisten von ihnen aber fühlte ich absolut keine Verbundenheit. Die sozio-kulturelle Dimension wog im Zwischenmenschlichen einfach mehr als die Nationale. Außerdem spielt Sprache eine große Rolle, wenn es darum geht, mit wem man verkehren kann. Bei unzureichenden Englisch-Kenntnissen fällt die Interaktion mit anderen Nationalitäten flacher aus. Kommunikation verläuft in Folge entlang sprachlicher und somit oft auch national determinierten Bahnen. Erasmus wird übrigens normativ gern als Vehikel zur Ausbildung einer europäischen Identität dargestellt. Kuhn (2012) hat aber gezeigt, dass europäische Austauschprogramme Studierende adressieren, die vorab schon eine Tendenz zur eigenen Wahrnehmung Deshalb Europäer:in haben. machen Auslandserfahrungen der Studierenden kaum einen Unterschied für die Herausbildung einer europäischen Identität. Die Autorin betont, dass zum Beispiel Taxi-Fahrer:innen oder Bauarbeiter:innen durch Erasmus viel eher einen Schub hin zu einer europäischen Identität bekommen würden als Studierende.

Vor dem Bildschirm sitzen oder doch lieber in den Seminarraum gehen? Die Antwort ist einfach. Wer Menschen kennenlernen will, der geht raus und mischt sich unter Kolleg:innen. Identitätsstiftende Erfahrungen sind online nicht in der Form möglich, wie sie es vor Ort sind. Der Übergang zu zwischenmenschlichen Interaktionen nach einer Lehrveranstaltung gestaltet sich niederschwelliger in Präsenz.

#### Bourdieus Kapitalformen

Die Mobilität internationaler Studierender wird in der wissenschaftlichen Literatur auch aus der Perspektive der Einbettung in eine kapitalistische Logik wahrgenommen. Mit der "Demokratisierung" (Waters & Brooks 2009: 2) des Hochschulzugangs (d.h. der Öffnung der Universitäten für Studierende aus allen Schichten) kommt es zu neuen Versuchen der Mittelschicht sich von der Unterschicht abzugrenzen. Das passiert durch eine Differenzierung des eigenen durch Lebenslaufs etwa Auslandserfahrungen (Waters & Brooks 2009). Tran (2016) nennt diese Differenzierung eine Reproduktion von sozialen Klassenvorteilen und sozialer Ungerechtigkeit. der Untersuchung von internationaler Studierendenmobilität es zunächst die "positional motivation" (ebd.: 1271), die sich durch individuelles Kalkül und strategische Differenzierung auszeichnet und sich in einem Streben nach höherem sozialen Status oder besseren Chancen auf dem Arbeitsmarkt manifestiert. "Transformative investment" bezeichnet die andere Motivation. Hier werden internationale Erfahrungen im tertiären Sektor als Erweiterung der eigenen kulturellen, persönlichen oder auch karrieristischen Perspektiven gesehen (ebd.).

Die Verwebung unterschiedlicher Elemente in der Mobilität dieser Studierenden kann besonders gut durch Bourdieus drei Formen des Kapitals theoretisch gefasst werden. Der Zugriff auf materielle und finanzielle Ressourcen ist wirtschaftliches Kapital. Der eigene soziale Kreis, Beziehungen und weitere Netzwerke sind soziales Kapital. Und

Wissen, Fähigkeiten, akademische Titel sowie Sensibilitäten sind kulturelles Kapital (Bourdieu 1986). Auslandserfahrungen führen zur Ausweitung des eigenen sozialen Netzes über Grenzen hinweg und die neuen Lehrinhalte im Ausland sowie die wesentlich subtilere Erfahrung im Zwischenmenschlichen bedeuten eine Ausdehnung des kulturellen Kapitals. Beide sollen in weiterer Folge in wirtschaftliches Kapital umgewandelt werden.

Die Vertiefung dieser Kapitalformen findet in der Online-Lehre kaum bis gar nicht statt. Menschen, die man nur digital kennenlernt, werden aus meiner Erfahrung selten bis nie zum Freund oder zur Freundin. Hier fehlt somit besonders der Zugriff auf das soziale Kapital. Die Kompetenzen, die sich aus einer online-basierten (Aus-)Bildung ergeben sollen nicht unter den Teppich gekehrt werden, berufsbegleitende Online-Bildungsangebote haben sich durchaus bewährt. Hier geht es aber um die etwas andere Präsenzuniversität im Digitalen.

#### Narrativ: Hab Spaß!

Erasmus-Studienaufenthalte sind in der öffentlichen Wahrnehmung stark narrativ besetzt. Es soll Spaß machen. Oder auch: Im Studium bekommt man weniger voran, dafür lernt man fürs Leben. Auch erklären (besonders gern, wie mir scheint) Politolog:innen, dass es so etwas wie Erasmus-Babies gibt, also Beziehungen von Erasmus-Studierenden, die in weiterer Folge zu Kindern führen. Letzteres wird in der Regel auch mit einem Schmunzeln und funkelnden Augen vorgetragen. Was aus diesen Narrativen stark hervorscheint, ist der unabdingbare soziale Aspekt. Erasmus "muss man erleben". Narrative, die von sozial isoliertem und besonders intensiven Studieren während des Erasmus-Aufenthalts erzählen, gibt es, so viel ich weiß, nicht. Das soll aber nicht heißen, dass es das auch im Ausland gibt. Intensives Studieren mit eingeschränkteren sozialen Erfahrungen habe ich in meiner Zeit in Bologna auch gesehen. Von Betroffenen wurde das aber beklagt. Dass das auf Erasmus eben nicht erstrebenswert schien, hat mit diesem notorischen

Spaß-Narrativ des Erasmus-Programms zu tun. Dieses Narrativ lässt sich aus offensichtlichen Gründen nicht auf die Online-Lehre anwenden.

#### Ist Erasmus sozial selektiv?

Wenn man auf Erasmus ist, merkt man schnell, dass es eine Erasmus-Bubble gibt. Das heißt, dass internationale Studierende sich viel mit anderen Studierenden vernetzen, die auch ein oder zwei Semester zu Gast sind. Was mir hier besonders aufgefallen ist: Die jungen Twens waren auf die eine oder andere Weise privilegiert. Ich lernte niemanden mit einem Nebenjob kennen, studentische Hilfswissenschaftler:innen ausgenommen. Kontrast zu Wien war besonders beim Beginn des neuen Sommersemesters stark (als ich wieder zurückgekehrt war), da gefühlt die Mehrheit meiner Kommiliton:innen nebenher bereits arbeitet. Diese wirtschaftliche Privilegierung drückte sich auch in der Kleidung sowie in den Ess- und Trinkgewohnheiten aus. Restaurants waren für das Erasmus-Publikum zwar nicht täglich möglich, aber häufig an der Tagesordnung. Gefeiert wurde sowieso viel, versteht sich.

Soziale Selektivität im Erasmus+ Programm wird auch von der wissenschaftlichen Literatur bestätigt (Schnepf & Colagrossi 2020). Diese wird aber nicht direkt vom Erasmus+ Programm selbst verursacht. Vielmehr nehmen Privilegiertere häufiger das Erasmus-Mobilitätsprogramm in Anspruch. Auch haben Universitäten und Studienrichtungen mit größerer sozio-ökonomischer Ungleichheit (d.h. mehr gut situierten Studierenden) einen größeren Zulauf zu Mobilitätsprogrammen. Nachgewiesen wurde das im Fall von Großbritannien, als dieses noch in der EU war, das am oberen Ende des europäischen Spektrums liegt, wenn es um Ungleichheit im tertiären Sektor geht (ebd.: 449).

"Angesehene" Universitäten fühlen sich durch höhere Raten der Studierendenmobilität in ihrem "Ansehen" bestätigt. Das bedeutet, dass nicht nur die sozio-ökonomische Benachteiligung auf der individuellen Ebene, sondern auch der Besuch von Universitäten mit höheren Zahlen an sozioökonomisch Benachteiligten die Wahrscheinlichkeit, auf Erasmus gehen, senkt (ebd.). Zur Kausalität kann gesagt werden, dass es ein Bedürfnis der mittleren und oberen Schichten ist, sich von anderen zu differenzieren. Daneben sind auch das mangelnde Informationsangebot sowie finanzielle EU-Förderungen (die in Österreich bei rund 400 Euro im Monat angesetzt sind) zu nennen. Besonders ins Gewicht fallen persönliche und familiäre Gründe, die eine Erasmus-Beteiligung ausschließen (Souto-Otero et al. 2013). Darunter fallen Nebenjobs, die man nicht so einfach aufgeben kann und einen von Auslandsaufenthalten ausschließen. Oder einfach, dass man sich keine teure Miete im Ausland leisten kann, weil das Leben so schon finanziell knapp bemessen ist. Auch sind Studierende "with special needs" (mit körperlichen Einschränkungen) stark unterrepräsentiert (De Benedectis & Leoni 2021). Grundsätzlich nimmt nur ein kleiner Bruchteil Studierender Erasmus+ Programm teil: Laut Schnepf & Colagrossi (2020) nehmen durchschnittlich nur 3,6 Prozent aller Studierenden in Europa teil (Veröffentlichung der Daten 2019). In den Sozialwissenschaften liegt der Anteil bei rund zehn Prozent. Am niedrigsten liegt der Wert bei den Veterinärmediziner:innen (0,3 Prozent) und Studierende einer EU-Sprache nahmen mit 90 Prozent am häufigsten teil.

#### Conclusio

Erasmus bündelt viele unterschiedliche Wirkmechanismen in sich. Da gibt es den Aspekt der Identitätsfindung junger Menschen, die durch Auslandserfahrungen ein wenig mehr zu dem werden, der oder die sie auch sein wollen. Der zutiefst soziale Aspekt des Lernens im internationalen Kontext ist mit dem Identitätsaspekt und dem Hinterfragen nationaler Selbstverständnisse eng verbunden. Aber auch das Streben nach Differenzierung entlang eines wirtschaftlichen Kalküls spielt eine Rolle beim Weg ins Ausland. Wer sich überhaupt erst für das eine oder andere Erasmus-Semester meldet, hat zudem

sozio-ökonomische, besonders auch familiäre und persönliche Dimensionen. Abschließend ist das Spaß-Narrativ von großer Bedeutung. Dieses stellt an die Auslandserfahrung gewisse Erwartungen. Mit diesem Narrativ konfrontiert fällt die Online-Lehre tendenziell durch.

Erasmus hat mich stark geprägt, mich ein wenig mehr zu dem gemacht, der ich auch sein möchte. Digital wäre das nicht möglich gewesen, denn es waren die zwischenmenschlichen Erfahrungen und situativen Ereignisse, die mir persönlich viel gebracht haben. Wer meint, Erasmus wäre problemlos auch digital möglich, hat das Konzept Erasmus nicht verstanden. Dass dieses europäische Mobilitätsprogramm so viel mehr ist als Vorlesungen und Hausarbeiten, darf keine vernachlässigte Tatsache in der internationalen Bildungspolitik sein, sondern muss im Zentrum stehen. Abstrakt könnte man auch sagen: Erasmus digital – das ist ein Oxymoron.

Edgar Subak studiert im Master Politikwissenschaft und hat u.a. für die Zeitgenossin, die Wiener Zeitung und den Kurier Beiträge verfasst. Bildungs-, Identitäts- und Netzpolitik interessieren ihn besonders.

#### Literatur

Anders, T. (21.1.2021). Wer entscheidet, ob man trotz Pandemie im Ausland studieren darf? Der Standard online. Retrieved from: https://www.derstandard.at/ story/2000123426256/wer-entscheidet-ob-man-trotzpandemie-im-ausland-studieren-darf (am 18.04.2022)

Anderson, B. (1991). Imagined communities: Reflections on the origin and spread of nationalism (Rev. ed.). London: Verso.

Bourdieu, P. 1986. "The Forms of Capital." In Handbook of Theory and Research for the Sociology of Education, edited by J. Richardson, 241–258. New York: Greenwood Press.

De Benedictis, L., & Leoni, S. (2021). Inclusive universities: evidence from the Erasmus program. Applied Network Science, 6(1), 1-21.

Der Standard (I.6.2021). Erasmus-Programm wird ausgebaut: Belohnung für Anreise per Zug. Retrieved from: https://www.derstandard.at/story/2000127067657/erasmus-programm-wird-ausgebaut-belohnung-fueranreise-per-zug (am 18.04.2022)

Kanno, Y., & Norton, B. (2003). Imagined communities and educational possibilities: Introduction. Journal of language, identity, and education, 2(4), 241–249.

Kuhn, T. (2012). Why educational exchange programmes miss their mark: Cross-border mobility, education and European identity. *JCMS: Journal of Common Market Studies*, 50(6), 994–1010.

Preusser, A. (10.04.2021). Erasmus in Zeiten von Corona. Der Kurier. Retrieved from: https://kurier.at/chronik/oesterreich/erasmus-in-zeiten-von-corona/401347136 (18.04.2022)

Prieto-Arranz, J. I., Juan-Garau, M., & Mesquida-Mesquida, F. (2021). "Open Your Mind, Sharpen Your Wits": A Narrative Approach to the Benefits of Study Abroad as Perceived by Erasmus+ Students. *Journal of Language, Identity & Education*, 1–16.

Tran, L. T. (2016). Mobility as 'becoming': A Bourdieuian analysis of the factors shaping international student mobility. British Journal of Sociology of Education, 37(8), 1268–1289.

Schnepf, S. V., & Colagrossi, M. (2020). Is unequal uptake of Erasmus mobility really only due to students' choices? The role of selection into universities and fields of study. *Journal of European Social Policy*, 30(4), 436-451.

Waters, J. & Brooks, R.(2010). Accidental achievers? International higher education, class reproduction and privilege in the experiences of UK students overseas, British Journal of Sociology of Education, 31:2, 217-228

Wenger, E. (1998). Communities of practice: Learning, meaning, and identity. Cambridge, England: Cambridge University Press.

# Bologna. Eine Suche.

Lukas Smith

Eines späten Abends packt mich die Neugier und so mache ich mich auf die Suche nach Bologna, einem Ort, der zumindest aus Sicht eines österreichischen Powi-Studenten irgendwo zwischen Italienurlaub und EU-Politik gelegen ist. Natürlich hat Bologna auch eine besondere historische Bedeutung für das europäische Hochschulwesen. Die Ursprünge der dortigen Universität, eine der ältesten der Welt, sind bis auf das Jahr 1088 zurückzuverfolgen. Ganz genau lässt sich das Gründungsdatum laut eigenen Angaben nicht festlegen, da die Universität als informeller Zusammenschluss gelehriger Menschen ihren Anfang nahm und nicht durch einen eindeutig datierbaren Formalakt ins Leben gerufen wurde. Langsam bildete sich eine Institution heraus, die über die Jahrhunderte wiederholt grundlegendem Wandel ausgesetzt war (Alma Mater Studiorum 2022). Dieses historische Detail ist mehr als nur eine Fußnote der Geschichtsschreibung, denn es versinnbildlicht eine Art und Weise, wie Universität als Institution verstanden werden kann – nämlich als Ort der Bildung und des Austausches, an dem unterschiedliche Menschen aufeinandertreffen, gemeinsam lernen und sich zusammen weiterentwickeln.

Bologna lässt mich aber auch an etwas anderes denken. Es ist ein Begriff, der immer wieder auftaucht: bei Stammtischgesprächen mit Studienkolleg\*innen, im verwaltungstechnischen Jargon institutioneller Websites, in dieser politix-Ausgabe, gar nicht zu selten in den Medien oder, meist gefolgt von einem Seufzer, bei Vorlesungen so mancher Professor\*innen. Zumindest in meinem persönlichen Umkreis habe ich einen gewissen (Wiener) Grundpessimismus in Bezug auf Bologna und alles, was damit in Verbindung steht oder zu stehen scheint, in der universitären Bildungslandschaft ausgemacht. Bologna ist also nicht nur die größte Stadt der Emilia-Romagna, sondern auch eine graue Masse bürokratischer Reformbestrebungen, zumindest seit 1999.

Ich werde mich nicht daran versuchen, eine historische Annäherung an das Studium in Österreich vor Bologna zu unternehmen, da dies einerseits hoffnungslos und andererseits sinnlos wäre. Hoffnungslos, da ich selbst 2018 zu studieren begonnen habe und daher keine eigenen Erfahrungswerte mitbringe, und sinnlos, da es sehr viele andere gibt, die dazu mehr zu sagen hätten als ich. Mein Ziel ist es stattdessen, mich ganz bewusst auf meine eigene Subjektivität einzulassen und aus dieser heraus einen Blick auf die Universität zu werfen. Es kann nicht schaden, zuerst ein paar Schritte zurückzutreten, um das Sichtfeld auszuweiten.

Meine Recherche führt mich zu einer Publikation der OeAD<sup>1</sup> anlässlich des 20-jährigen Bologna-Jubiläums, in der auch einige der österreichischen Protagonist\*innen selbst zu Wort kommen. Vor der Bologna-Deklaration von 1999 stand ein politischer Prozess, an dem Österreich nicht unbeteiligt war. Ganz im Gegenteil, nutzte man doch die EU-Ratspräsidentschaft von 1998 zur Mitgestaltung dieses Prozesses, welcher durch die von einigen großen EU-Ländern 1998 beschlossenen Sorbonne-Erklärung angestoßen worden war. Dieser folgte ein Jahr später, nach umfangreichen Konsultationen, die Bologna-Erklärung (Kasparovsky 2019: 8). Somit war ein Projekt geboren, dem, trotz vieler idealistischer Ziele, auch einige meiner Meinung nach problematische ontologische Annahmen innewohnen, die sich bis heute als strukturierende Leitideen im Uni-Alltag niederschlagen.

lese ich den Originaltext "Gemeinsame[n] Erklärung Europäischen Bildungsminister". Dort wird hervorgehoben, gemeinsamer Hochschulraum notwendige Weiterführung der europäischen

I Die OeAD (Österreichischer Austauschdienst) ist Österreichs Agentur für Bildung und Internationalisierung und wird durch Gelder des Bundes und der EU finanziert (OeAD 2021: 12).

Idee sei. Neben Zielsetzungen wie einer erhöhten Mobilität im Wissenschaftsbereich und vertieften Kooperation wissenschaftlichen ziehen sich Verweise "Vergleichbarkeit" auch auf und "Wettbewerbsfähigkeit" wie ein roter Faden durch den Text (Bologna Declaration 1999: 2ff.). Diese Festlegung wird unter anderem durch folgendes Argument begründet: "Die Vitalität und Effizienz jeder Zivilisation läßt sich an der Attraktivität messen, die ihre Kultur für andere Länder "besitzt." (Declaration 1999: 3). An dieser und einigen anderen Stellen verdeutlicht sich eine gewisse neoliberale Grundhaltung. Wettbewerb und Konkurrenz zwischen Ländern und in der Folge auch Universitäten wird als zentrale Denkkategorie etabliert. Dieser Denkvorgang lässt sich in einem nächsten Schritt leicht auch auf die individuelle Ebene übertragen und lässt uns die Gesellschaft und ihre Institutionen als Wettbewerbsarenen zwischen Individuen begreifen. Eine Annahme, die für mich nicht unbedingt im Zentrum der Bildungspolitik stehen sollte.

Je mehr ich lese, desto klarer bilden sich sehr konträre Erzählungen über den Bologna-Prozess und seine Auswirkungen heraus, die oft nebeneinanderstehen und wenig Anknüpfungspunkte aufweisen. Dies ist bei einem Jahrzehnte andauernden und praktisch ganz Europa umspannenden Reformprojekt naturgemäß wenig überraschend. Ich werde mich an dieser Stelle auf die kurze Wiedergabe zweier für den österreichischen Kontext relevanter Darstellungen beschränken:

Zum einen gibt es eine Version, die oft in offiziellen institutionellen Quellen zu finden ist. Dort wird der europäische Geist beschworen. Betont wird, dass sich dem Europäischen Hochschulraum inzwischen beinahe alle Staaten des Kontinents, weit über die EU hinaus, angeschlossen haben. Es gebe einen bisher nie dagewesenen Grad an Austausch, Mobilität und Kompatibilität zwischen den akademischen Sphären der beteiligten Länder (Gehmlich et al. 2019: 16ff.). Den auf Bologna folgenden Erklärungen nach werden weitere ambitionierte Ziele verfolgt, die über eine bloße Harmonisierung hinausgehen: Sowohl die Freiheit von Lehre und Wissenschaft als auch erhöhte

soziale Gerechtigkeit im Hochschulwesen werden als Leitvorstellungen festgelegt (Vögtle 2019a: 14). Die Einigung auf gemeinsame Standards, Prinzipien und Ziele erscheint in diesem Licht als ebenso heroisch wie utopisch. Zwar beruht der Erfolg auf der Freiwilligkeit der eingegangenen Verpflichtungen, doch gleichzeitig liegt hier auch die größte Schwachstelle: Gemessen an den Erklärungen ist Bologna eine europäische Erfolgsgeschichte; im Bereich der Umsetzung liegt jedoch weiterhin eine starke Fragmentierung der verschiedenen Hochschulsysteme vor, inklusive aller bekannten Probleme (Vögtle 2019b: 425f.).

Auf der anderen Seite steht ein "Monster". Zumindest wird der Bologna-Prozess, oder konkreter seine Umsetzung an der Uni Wien, so von der ÖH in einigen älteren Mitteilungen rund um die Kampagne "Bologna Brain Saw Massacre"2 beschrieben (ÖH, 10.10.2011). Kritisiert wird in erster Linie die fehlende Rücksichtnahme auf die Interessen der Studierenden und der zunehmende betriebswirtschaftliche Zugang zum Bildungssystem (ebd.). In diese bildungspolitisch turbulente Zeit der Bologna-Umstellung in Österreich fällt auch die Aktion #unibrennt, die im Herbst 2009 ihren Anfang nahm. Bald kam es zu Demonstrationen und Hörsaalbesetzungen in ganz Österreich, nicht zuletzt im Neuen Institutsgebäude (NIG) an der Uni Wien. Protestiert wurde gegen die Verschlechterung der finanziellen sowie sozialen Rahmenbedingungen für Studierende, auch im Hinblick auf die Veränderungen rund um die Implementierung des Bologna-Prozesses (Unibrennt, o.J.).

Auffallend ist die Divergenz zwischen institutioneller Erinnerungskultur und den Reaktionen, die teilweise auf Seiten der Studierenden hervorgerufen werden. Bologna ist ein Prozess, der in einem europäischen Rahmen auf Regierungsebene angestoßen und auf nationalstaatlicher Ebene implementiert wird. Viele Studierende fühlen sich offenbar übergangen, denn ihre Lebensrealitäten scheinen hier kaum Eingang gefunden zu haben. Die durchaus heftige Kritik richtet sich meist nicht gegen die Idee einer europäischen

<sup>2</sup> Die dazugehörige Website ist nicht mehr aufrufbar.

Harmonisierung der Hochschulsysteme an sich, sondern gegen die konkrete Umsetzung in Österreich. Und hier gäbe es nach wie vor einen gewissen Spielraum. Vögtle argumentiert beispielsweise, dass Bologna als strukturelles "Framework" zu verstehen sei, da spezifische inhaltliche Aspekte großteils den einzelnen Staaten überlassen bleiben (Vögtle 2019b: 425). Die Bildungs- und Wissenschaftspolitik könnte also sehr wohl die Wünsche und Perspektiven der Studierenden stärker miteinbeziehen.

Jenseits von Monstern und Heroismus ist Bologna vor allem ein Teil meines Alltags geworden, seitdem ich angefangen habe zu studieren. Die für meine unmittelbare Erfahrungswelt aktuellere Debatte ist daher eine andere: Welche Rolle sollten die aus der Pandemie geborenen Möglichkeiten des "Distance Learning" in Zukunft spielen? In meinem ersten Semester 2018 wäre es mir nie in den Sinn gekommen, mir auszumalen, wie anders Studieren gestaltet sein könnte. Die pandemische Alteritätserfahrung ist daher ein guter Denkanstoß, über das Hochschulwesen an sich und Bologna nachzudenken, um eine Grundsatzdebatte zu führen, darüber, ob nicht eher der Mensch anstatt ökonomistischer Rationalisierungslogiken und Konkurrenzdenken im Mittelpunkt zukünftiger Reformen stehen sollte.

Ich möchte schließlich doch wissen, wie es in Wien vor Bologna war oder gewesen sein könnte, und da kommt es nicht ungelegen, dass *politix*-Redakteur Armin Bund (siehe dessen Beitrag auf Seite xxx dieser Ausgabe) bereits ein Interview mit Roman Horak<sup>3</sup> von der Universität für angewandte Kunst arrangiert hat.

Bund, Horak und ich treffen uns in einem Café, das vor ein paar Jahren – also zu der Zeit, um die es gehen soll – sicher noch verraucht gewesen wäre. Wir haben uns bewusst zu einer eher literarisch-hermeneutischen Herangehensweise entschlossen, um Stimmungsbilder aus dem Erzählten zu destillieren. Bevor unser semistrukturiertes Interview beginnt, lässt uns

3 Ao. Univ.-Prof. Doz. Dr. Roman Horak ist Leiter der Abteilung Kunst- und Kultursoziologie am Institut für Kunst- und Kulturwissenschaften an der Universität für angewandte Kunst. Horak wissen, dass man, sofern es Fakten und Zahlen betreffe, Zeitzeug\*innen am besten kein Wort glauben sollte, da das menschliche Erinnerungsvermögen so einige irreführende Tendenzen aufweise. Dieser Hinweis ruft mir ins Gedächtnis, wie wichtig eine gesunde quellenkritische Distanz selbst zu denjenigen Erzählungen sein kann, die einem immer und immer wieder im Alltag begegnen. Denn nicht selten ist selbst die eigene Erinnerung ein trügerisches, selektives Konstrukt, das es konstant zu hinterfragen gilt.

Unser Interviewpartner berichtet uns von turbulenten Zeiten, politischem Aktivismus, jugendlicher Sinnsuche und einer Epoche, in der Deadlines und Voraussetzungsketten gefühlt eine geringere Rolle gespielt haben. Vor allem aber betont er die größere Freiheit in der individuellen Schwerpunktsetzung nach jeweiliger Interessenslage.

Meiner Auffassung nach ist es essenziell. Lernen bzw. Studieren als individuellen sowie selbstverantwortlichen **Prozess** begreifen. Zweifellos bedarf es dazu einer rahmengebenden Struktur genauso wie einer Form partizipativer Qualitätskontrolle. Falsch wäre es allerdings, diese Ideale Normierungsund einer Vergleichbarkeitsillusion nachzuordnen. Denn Lernprozesse sind letztlich nur eingeschränkt quantifizierbar. Eine in diesem Sinn zukunftsweisende europäische Hochschulpolitik sollte daher stärker vom Dialog mit den Studierenden selbst geleitet werden.

Lukas Smith studiert Politikwissenschaft an der Universität Wien und arbeitet als E-Multiplikator am Institut für Politikwissenschaft.

#### Literatur

Alma Mater Studiorum, Università di Bologna (2022): The birth of the Studium and the Commune. https://www.unibo.it/en/university/who-we-are/our-history/nine-centuries-of-history/the-birth-of-the-studium-and-the-commune, (Zugriff: 18.05.2022).

Bologna Declaration (1999): Der Europäische Hochschulraum. Gemeinsame Erklärung der Europäischen Bildungsminister 19. Juni 1999, Bologna. http://www.ehea.info/media.ehea.info/file/Ministerial\_conferences/04/1/1999\_Bologna\_Declaration\_German\_553041.pdf, (Zugriff: 18.05.2022).

Gehmlich, Volker et al. (2019): Wegbegleiter/innen erzählen. Die ersten Schritte des Bologna-Prozesses und dessen Sichtbarmachen an den österreichischen Hochschulen. In: OeAD News N°109 Juni 2019, S. 16-18.

Kasparovsky, Heinz (2019): Der Bologna-Prozess in Österreich. Wie alles begann. In: OeAD News N°109 Juni 2019, S. 8.

OeAD, Agentur für Bildung und Internationalisierung (2021): Der OeAD. Agentur für Bildung und Internationalisierung. https://oead.at/fileadmin/Dokumente/oead.at/KIM/Downloadcenter/OeAD/OeAD\_Imagefolder\_2021\_web.pdf, (Zugriff: 18.05.2022).

ÖH, Österreichische Hochschüler\_innenschaft (10.10.2011): Mittwoch: ÖH Uni Wien Medienaktion "Bologna Brain Saw Massacre". APA OTS0048, Mittwoch: ÖH Uni Wien Medienaktion "Bologna Brain Saw Massacre" | Österreichische HochschülerInnenschaft Uni Wien, 10.10.2011 (ots.at), (Zugriff: 18.05.2022).

Unibrennt (o.J.): bald 10 Jahre #unibrennt. https://unibrennt.at/ueber-unibrennt/rueckblick/, (Zugriff: 18.05.2022).

Vögtle, Eva Maria (2019a): 20 Jahre Bologna-Prozess – Hehre Ziele, moderate Erfolge? Bologna bietet den Staaten eine Struktur, nicht aber die Inhalte der Hochschulprogramme. Das hat Vor- und Nachteile. In: OeAD News N°109 Juni 2019, S. 14-15.

Vögtle, Eva Maria (2019b): 20 years of Bologna - a st of success, a story of failure. In: Innovation 32(4), S. 406-428.



**politix 49** | 2022

### Studieren heißt Strebern

Armin Bund

Letztes Jahr habe ich an einem Treffen des Referats für Working Class Students teilgenommen. Nachdem ich - zugegebenermaßen polemisch - meinen Unmut über die digitale Lehre und die dadurch fehlende Gemeinschaftlichkeit ausgedrückt habe, wurde ich von einer Studentin, die Vollzeit arbeitet, zurecht auf meine privilegierte Position hingewiesen. Für sie ist die digitale Lehre der einzige Weg, Arbeit und Studium miteinander zu vereinbaren. Nette Plaudereien im Seminar sind da eher nebensächlich. Und es stimmt ja: Weil meine Eltern mir meinen Lebensunterhalt finanzieren, habe ich ein Privileg, das bei weitem nicht allen zuteil wird. Diskussionen über das humboldtsche Bildungsideal mögen für Personen, die einen Abschluss brauchen, um im heutigen Arbeitsmarkt eine stabile Anstellung zu finden, realitätsfern anmuten. Womöglich ist die Vorstellung des bohèmehaften Studierendenlebens in Zeiten der Massenuniversität wirklich unzeitgemäß und ein wenig elitär – Bobo statt Bohème sozusagen.

Dennoch werde ich den Eindruck nicht los, dass hier etwas verloren geht. Denn ich will mich eigentlich nicht in der Position finden, in der ich abwägen muss zwischen der Vereinbarkeit von Studium und Beruf und einer aktiven Studierendengemeinschaft, in der selbstbestimmt gelernt wird. Gerade heute muss die Frage, wie und wieso wir studieren, neu formuliert werden.

Die Frage, was der Zweck von universitärer Bildung ist, kann aus unserer heutigen Position nicht an der Oberfläche geklärt werden. Viel eher muss zuerst Vorarbeit auf der Ebene der kollektiven Vorstellungskraft geleistet werden. Ein Theoretiker, der sich mit den Ausweglosigkeiten unserer spätkapitalistischen Gesellschaften auseinandergesetzt hat, ist Mark Fisher. Fisher diagnostiziert eine "weitverbreitete Wahrnehmung, dass Kapitalismus nicht nur das einzige viable politische System ist, sondern dass es mittlerweile

unmöglich ist, sich überhaupt eine kohärente Alternative dazu vorzustellen" (Fisher 2009: 2). Ich will gegen eine bestimmte Vorstellung des Studierens und für eine andere argumentieren und damit einen kleinen Beitrag zur Vorstellungskraft liefern.

Studieren primär als das Lernen für und Absolvieren von Prüfungen anzusehen ist nicht bloß aus idealistischen Gründen nicht wünschenswert, sondern schlussendlich nicht einmal innerhalb einer Marktlogik sinnvoll. Denn es äußert sich hier eine Logik, so wie sie Fisher für spätkapitalistische Organisationsformen im Generellen beschreibt: Einem empfundenen Mangel<sup>1</sup> im Bildungssystem wird mit der Analyse und Quantifizierung der Systembestandteile begegnet. Nur so können, so die Argumentation, Ineffizienzen begriffen und behoben werden (Fisher 2009: 39). Vergleichbarkeit ist dabei oberstes Gebot, denn nur Vergleichbares kann auf der Makro-Ebene effizient verwaltet und durchblickt werden. Dieser Prozess spiegelt sich nicht nur im ECTS-System wider, sondern beginnt eigentlich schon mit der Benotung an sich. Der Bologna-Prozess ist nur eine weitere Iteration einer langanhaltenden und vielfältigen Tendenz.

Hier beginnt nach Fisher ein Problem, das sich schlussendlich an verschiedensten Stellen äußert. Denn die Annahme der Vergleichbarkeit wird selbst an keinem Punkt hinterfragt. Würde sie hinterfragt, würde sehr schnell klar werden, dass diese Grundannahme durchaus fragwürdig ist. Jeder\*m Studierenden ist nach wenigen Semestern bewusst, dass manche ECTS-Punkte bei weitem härter verdient sind als andere. Noch weiter gefasst entblößt die Annahme, Studierende oder Lehrpersonen wären untereinander vergleichbar, ein problematisches

I Sei es nun Qualität der Absolvent\*innen, Studiendauer, internationale Konkurrenzfähigkeit etc.

Menschenbild. Besonders Themen wie Ableismus, psychische Gesundheit (Brown und Leigh 2018) und Geschlechtergerechtigkeit (Beaufaÿs und Löther 2017) bleiben dabei schnell auf der Stecke. Wenn die Makroperspektive der Institution für Individuen zum Hindernis wird, wird aus pragmatischer Effizienz strukturelle Gewalt.

Zur Problematik der Vergleichbarkeit an sich tritt nach Fisher früher oder später eine Art evaluativer Kurzschluss. Die Prüfungen und Evaluationen, die ursprünglich dazu dienen sollten, die gegebene Situation zu erfassen, beginnen selbst auf die Situation einzuwirken. Studierende und Lehrende kennen diesen Effekt gleichermaßen. Wenn beispielsweise auswendig gelernt wird, weil eng formulierte Multiple Choice Fragen mit Verständnis nicht immer bewältigt werden können; oder wenn im Publish-or-Perish-Paradigma<sup>2</sup> die akademische Qualität zwangsläufig sinkt. Diesen ungewollten Nebeneffekten wird wiederum mit einer Anpassung und Vertiefung der Evaluationen begegnet, und der Kreislauf beginnt erneut. Was dabei verloren geht, ist der qualitative Aspekt des Lernens und Forschens, der nicht auf quantitative Metriken reduzierbar ist (vgl. Fisher 2009, 41).

Selbst wenn Aspekte der Selbstentfaltung und der sozialen Gerechtigkeit beiseitegelassen werden, ergibt sich aus dem geschilderten Mechanismus ein suboptimales Ergebnis. In einem Arbeitsmarkt, in dem formale Qualifikationen und Abschlüsse immer wichtiger werden, zeigt sich, dass dessen Effekte weit über das akademische Feld hinausreichen. Die Inflation akademischer Titel ist die logische Folge eines Bildungssystems, dessen primäre Metrik in der Abschlussquote der Studierenden besteht. Wenn Qualifikationen an Aussagekraft verlieren, erfüllt das

Bildungssystem paradoxerweise nicht einmal mehr innerhalb der tayloristischen Vergleichbarkeitslogik seinen zugemessenen Zweck. Denn eigentlich, in realitätsnäheren Begriffen gesprochen, ist es ja nicht die formelle Qualifikation an sich, die am Arbeitsplatz gewollt wird, sondern das Können, das durch die Qualifikation bezeugt werden soll. Die scheinbare Marktorientierung des Bildungssystem führt sich damit schlussendlich selbst ad absurdum.

Damit kommen wir wieder zurück auf die Frage nach der Bedeutung des Studierens. Aus genannten Gründen bin ich der Meinung, dass wir uns als Universitätsangehörige keinen Gefallen tun, wenn wir uns dem Pragmatismus hingeben, dass nur die privilegiertesten bzw. leistungsfähigsten unter uns sich den Luxus eines "Studiums aus Interesse" leisten könnten. Wenn wir den Begriff des Studiums tatsächlich fruchtbar machen wollen, dann müssen wir ihn uns auf eine Art aneignen, die sich primär an der Selbstentfaltung im Lernen orientiert. Mit so einem Begriff von Studium würde die hitzige Diskussion im Kaffeehaus unter Studienkolleg\*innen viel mehr zum Studienerfolg beitragen, als der Einser in einer Prüfung, für die nur auswendig gelernt wurde. Das eigentliche Studium, im Sinne des Wissenserwerbs, ist chaotisch und individuell. Es findet beim Podcasthören in der Straßenbahn genauso statt wie beim Heimaturlaub bei den Eltern.

Unter diesem Vorzeichen muss auch das Studieren an der Uni im engeren Sinn neu bewertet werden. Denn wenn Seminare für ECTS-Punkte abgesessen werden, kann wohl kaum von selbstbestimmtem Lernen die Rede sein. Es soll allerdings nicht behauptet werden, dass eine Lehrveranstaltung immer spannend sein muss, um das Lernen zu fördern. Tatsächlich sind es erfahrungsgemäß mitunter gerade die Lehrveranstaltungen, die ich nicht auf den ersten Blick favorisiert habe, die meine Perspektive auf lange Sicht geprägt haben. Selbstverpflichtung ist gleichermaßen ein wichtiger Teil des Lernens und der Selbstbestimmung. Wichtig bleibt dabei, dass wir die Universität ständig darauf überprüfen, ob sie unseren Bedürfnissen entspricht.

Mit dem geflügelten Wort "Publish-or-Perish" wird die im akademischen Bereich weit verbreitete Situation bezeichnet, in der Forscher\*innen dazu gezwungen sind, möglichst viele Texte zu publizieren, um im Konkurrenzkampf mit Kolleg\*innen weiter angestellt zu bleiben. Dabei wird oft hauptsächlich an der Zahl der Publikationen und dem Prestige der Fachzeitschriften gemessen und weniger an der Qualität der Publikationen.

Dieses Verständnis des Studiums voll zu entfalten, ist keine leichte Aufgabe. Es verlangt Eigeninitiative und die Bereitschaft, auch außerhalb der Universität Zeit und Energie aufzuwenden: um Lesekreise zu gründen, sich an Diskussionsrunden zu beteiligen und sich – über die Pflichtlektüre hinweg – mit seinem Studiengebiet zu beschäftigen. All das hängt natürlich auch immer von den jeweiligen Ressourcen ab, die wir als Individuen zur Verfügung haben. Es ist die Aufgabe der Privilegierteren unter uns, solidarisch mit denen zu sein, die aus verschiedenen Gründen weniger Ressourcen zur Verfügung haben. Nur wenn mein Lernerfolg auch der meiner Kolleg\*innen ist, wird die Universität zu einem wirklichen Ort der Emanzipation.

Armin Bund studiert Politikwissenschaft und ist Tutor für digitale Lehre am Institut für Politikwissenschaft.

#### Literatur

Beaufaÿs, Sandra, und Andrea Löther. 2017. "Exzellente Hasardeurinnen. Beschäftigungsbedingungen, und Geschlechterungleichheit auf dem wissenschaftlichen Arbeitsmarkt". WSI-Mitteilungen 70 (5): 348–55. https://doi.org/10.5771/0342-300X-2017-5-348.

Brown, Nicole, und Jennifer S. Leigh. 2018. "Ableism in academia: where are the disabled and ill academics?" Disability & Society, April. https://doi.org/10.1080/09687599.2018.1455627.

Fisher, Mark. 2009. Capitalist Realism: Is There No Alternative? Winchester u.a.: Zero Books.

# Die Bologna-Reform – so studiert Europa

Florian Mendl

Die Bologna-Reform – ein Begriff den viele Student:innen vielleicht schon einmal wo aufgeschnappt haben. Meistens fällt er in Verbindung zu Änderungen im Universitätswesen.

Die UG-Novelle vom 1. Oktober 2021 ist zum Beispiel eine der letzten Anpassungen an den österreichischen Universitäten, Prinzipien der Bologna-Reform beruhen. Nach dem Inkrafttreten dieser Novelle ist ab dem Studienjahr 2022 eine neue Mindeststudienleistung von 16 ECTS-Punkten innerhalb der ersten vier Semester eines Studiums zu erfüllen. Dass es überhaupt ein einheitliches Punktesystem auf den europäischen Universitäten gibt, ist wie vieles andere im heutigen Universitätsbetrieb der Bologna-Reform verdanken. Nicht jede\*r scheint sich aber bewusst zu sein, worum es sich dabei eigentlich handelt. Nach eigener Erfahrung ist zwar klar: Das hat irgendwas mit dem Studieren zu tun. Aber die genauen Hintergründe und Auswirkungen auf das Studium und den zukünftigen Weg für Studierende, die diese Reform mit sich bringen, bleiben meist unerwähnt. Dabei hat die Bologna-Reform einen enormen Einfluss darauf, was Studieren in Europa heute eigentlich bedeutet.

## Studieren vor Bologna

Vor der Bologna-Reform gab es in Österreich den Diplom- beziehungsweise Magisterabschluss.

Student:innen legten nach dem Grundstudium eine Zwischenprüfung ab und absolvierten im Durchschnitt nach neun Semestern mit der Diplomoder Magisterprüfung ihren Studienabschluss. Der Magister wurde seit der Bologna-Reform durch den Master ersetzt, und diesem wurde – nach Vorbild des englischsprachigen Raums – noch der Bachelor (oder Bakkalaureat) vorangestellt. Der Doktortitel wird seit den Änderungen häufig durch den PhD (Philosophy Doctor/Philosophiae Doctor) ersetzt. Die neuen Titel werden im Vergleich zu früher hinter den Namen gesetzt, ansonsten hat sich aber nicht wirklich etwas daran geändert.

Den Studienverlauf konnten sich die Studierenden früher - im Vergleich zu heute - relativ frei selbst gestalten. Für Diplom- und Magisterstudiengänge wurde der Umfang von Studium und Lehre nach dem Aufwand der Lehrenden in Semesterwochenstunden und der abschließenden Fachprüfung berechnet. Durch die Bologna-Reform wandelte sich hier die Ausrichtung auf den reinen Lernerfolg der Studierenden.<sup>2</sup> Eine "Lehrorientierung" im Studium, wie es sie vor der Bologna-Reform gab, klingt zunächst nach einem Nachteil für Studierende, aber diese Ausrichtung brachte auch ihre Vorteile mit sich. Es gab eine größere Wahlfreiheit für Lehrveranstaltungen Diplom-/Magisterstudium hauptsächlich aus einer Zwischenprüfung und einer Abschlussprüfung bestand, erschienen weniger prüfungslastig als heute.

Ein häufiger Kritikpunkt vor der Bologna-Reform waren überlange Studienzeiten und zu wenig Beratung und Betreuung für Studierende in den ersten Semestern. Studierende hatten vor der Reform unbegrenzt Zeit, ihr Studium zu beenden, der Ablauf des Studiums wurde mehr oder weniger von den Student:innen selbst bestimmt. Heute ist es einem zwar auch selbst überlassen zu entscheiden, wie viele

BMBWF, o.J.

<sup>2</sup> Kühl Stefan 2014, S. 28

ECTS-Punkte in einem Semester absolviert werden. Jedoch ist seit der Bologna-Reform vorgesehen, ein Bachelorstudium in höchstens acht Semestern zu absolvieren, ansonsten fallen Studiengebühren an. dieser Idee war bis zum Jahr 2010 geplant, und so kam es auch im März 2010 schließlich zur Eröffnung des Europäischen Hochschulraums (EHR).<sup>4</sup>

## Wie es zur Bologna-Reform kam

Alles begann mit dem Abkommen von Lissabon vom II. April 1997. Dabei handelte es sich um ein Übereinkommen zwischen dem Europarat und der UNESCO über die gegenseitige Anerkennung akademischer Grade an europäischen Hochschulen. Zur eigentlichen Vereinheitlichung eines europäischen Hochschulbetriebs kam es ein Jahr später durch die Sorbonne-Erklärung vom 25. Mai 1998. Dafür trafen sich die damaligen Bildungsminister:innen Deutschlands, Frankreichs, Großbritanniens und Italiens an der gleichnamigen Universität in Paris. Auf dem Lissaboner Abkommen aufbauend wurde in der Erklärung von Sorbonne mehr Mobilität für Studium und Lehre in ganz Europa gefordert. Daraufhin wurde im Oktober 1998, unter österreichischem Vorsitz in Baden bei Wien, eine Arbeitsgruppe zur Vorbereitung einer Konferenz in Bologna eingerichtet.3

Die größte Hochschulreform seit Jahrzehnten nahm dann schließlich 1999 in der italienischen Stadt

Bologna ihren Anfang. Kernziel der 1999 von 29 europäischen Staaten unterzeichneten Bologna-Erklärung (mittlerweile sind 48 europäische Länder und die Europäische Kommission an ihr beteiligt) war es, innerhalb von zehn Jahren einen "Europäischen Hochschulraum" zu schaffen, in dem die Mobilität von Studierenden, Lehrenden und Forschenden sowie des wissenschaftlichen Personals im Rahmen qualitätsgesicherter, transparenter und vergleichbarer Studienangebote unter Anerkennung der erbrachten Studienleistung möglich ist. Eine Verwirklichung

# Diese Länder gehören zum EHR

Der EHR umfasst nicht nur Länder der Europäischen Union, sondern von ganz Europa.

Sämtlichen Staaten, die Mitglieder des Europäischen Kulturabkommens von 1954 sind, steht eine Mitgliedschaft zu.5 Es handelt sich hierbei um ein freiwilliges Übereinkommen der teilnehmenden Länder, in dem sie sich dazu bereiterklären, ihre nationalen Hochschulsysteme den Anforderungen der Bologna-Reform entsprechend anzupassen.6 Zur Umsetzung der Ziele finden alle drei Jahre die sogenannten Kommuniqués statt. Dabei handelt es sich um Konferenzen der Hochschulminister:innen des EHR. Die Minister:innen werden von der sogenannten Bologna Follow-Up Gruppe (BFUG) auf die Konferenzen vorbereitet. Die Gruppe setzt sich aus Repräsentant:innen aller am EHR teilnehmenden Länder, der Europäischen Kommission und der europäischen Hochschulvertretungen zusammen.<sup>7</sup> Ein besonders ambitioniertes Ziel war und ist Entwicklung transnationaler Kooperationen durch die Schaffung sogenannter "Europäischer Universitäten". In Österreich soll dadurch besonders Wettbewerbsfähigkeit der österreichischen Fachhochschulen und Universitäten mit anderen Bildungseinrichtungen in Europa gestärkt werden. Auch die Mobilität von Studierenden, Lehrkräften und Wissenschaftler:innen soll so ausgebaut werden.

Knill Christoph, Vögtle Eva Maria, Dobbins

Michael 2012, S. 12 - 14 5 Das Kulturabkommen von 1954 ist ein

<sup>5</sup> Das Kulturabkommen von 1954 ist ein völkerrechtlicher Vertrag des Europarats, mit dem Ziel eines kulturellen und wissenschaftlichen Austauschs in Europa.

<sup>6</sup> oesterreich.gv.at, 2019

<sup>7</sup> BMBWF, o.J. 3 Schicker Hanspeter 2008

<sup>3</sup> Schicker, Hanspeter (2008), S. 4

## Die Folgen für Studierende

In erster Linie hat sich der Bologna-Prozess zum Ziel gesetzt, im europäischen Hochschulwesen einheitliche Studienabschlüsse zu schaffen. Damit verbunden war die Einführung eines dreistufigen Bildungssystems (Bachelor, Master und Promotion) sowie des European Credit Transfer System (ECTS) - sozusagen eine Vereinheitlichung für europäische Universitäten und den Aufbau ihrer Studienpläne, um eine leichtere internationale Zusammenarbeit unter den EHR-Mitgliedern zu gewährleisten. Und hier kommen wir auch schon zu den ersten Kritikpunkten dieser Hochschulreform: Ein einheitliches Studium, das mit vorgegebenen ECTS-Punkten in schnellstmöglicher Zeit absolviert werden soll, spricht mit Blick auf die Leistungen von Studierenden nicht unbedingt für höchste Qualität. Durch den Druck, ein Studium in Mindeststudienzeit beenden zu müssen, bleibt die geistige Gestaltungs- und Orientierungsfreiheit oftmals auf der Strecke.

Ein vereinheitlichter Studienplan macht es außerdem schwerer, auf individuelle Leistungen und Interessen der Studierenden einzugehen.

Dennoch ist der Bologna-Reform einiges verdanken, was Studierenden heute im Laufe des Studiums als selbstverständlich erscheint. Auslandssemester über das Erasmus-Programm sind ein gutes Beispiel für Innovationen, welche erst durch die Bologna-Reform ins Leben gerufen wurden. Auch die Möglichkeit, ein Bachelorstudium in Österreich abzuschließen und im Anschluss ein Masterstudium in einem anderen Land zu beginnen, wurde so deutlich erleichtert. Ebenso sollen anwendungsorientierte Veranstaltungsformen, wie Praktika und Projekte, durch die Reform vermehrt zum Studium gehören. Die Studieninhalte und Lernziele werden zudem an die aktuellen Anforderungen aus Wirtschaft und Forschung angepasst und jeder Studiengang wird von speziellen Agenturen auf seine Qualität überprüft.8

## Eine gelungene Reform?

Man muss bedenken, dass die Reform und der Europäische Hochschulraum erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit in Kraft getreten sind. Daher lässt sich wohl kaum eine finale Bilanz über die Bologna-Reform ziehen. Aus der Sicht eines Studierenden, der das Studienleben vor der Umstrukturierung des Universitätsbetriebs nicht kennen lernen konnte, lässt sich schwer sagen, ob die Neuerungen nun primär gute oder schlechte Veränderungen mit sich brachten. In der Theorie hört sich die Reform und ihre Ziele jedenfalls nach einer utopischen Idee an, die in der Praxis natürlich auch ihre Mängel aufweist. Die systematische Vereinheitlichung von Bildung ist immer riskant, weil so diejenigen außer Acht gelassen werden, die sich nicht gut an dieses System anpassen können. Individualität scheint für den Europäischen Hochschulraum weniger von Bedeutung zu sein als die Gesamterscheinung und -idee einer europäischen Universität.

Im internationalen Vergleich scheint ein Studium im Europäischen Hochschulraum zwar nach wie vor von durchaus hoher Qualität zu sein, aber Fakt ist auch, dass es noch eindeutige Schwächen im System gibt, die es anzugehen gilt. Ein gemeinsamer europäischer Hochschulbetrieb ist jedenfalls eine Bereicherung für die internationale Bildung, Forschung und Wissenschaft. Es bleibt nur zu hoffen, dass diejenigen, die in diesen Bereichen tätig sind, ihre Arbeit nicht willkürlichen politischen Entscheidungen anpassen müssen. Denn Wissenschaft, Forschung und Bildung funktionieren meiner Meinung nach nur dann, wenn sie ohne Einschränkungen und externen Druck stattfinden können.

Florian Mendl hat Geschichtswissenschaften an der Universität Wien studiert.

Derzeit studiert er Politikwissenschaft im Bacherlor und das interdisziplinäre Masterstudium "Zeitgeschichte und Medien" an der Uni Wien.

<sup>8</sup> Knill Christoph, Vögtle Eva Maria, Dobbins Michael 2012, S. 24

### Literatur

BMBWF (Bildungsministerium Bildung, Wissenschaft und Forschung), ("o.J."); Links zu den Seiten: https://www.bmbwf.gv.at/Themen/HS-Uni/Hochschulsystem/Gesetzliche-Grundlagen/UG-Novelle-2021-faq. html, https://www.bmbwf.gv.at/Themen/HS-Uni/Hochschulsystem/Gesetzliche-Grundlagen/UG-Novelle-2021-faq.html (abgerufen: 08.06.2022)

oesterreich.gv.at, Jänner 2019, ("o.J."), Link zur Seite: https://www.oesterreich.gv.at/themen/bildung\_und\_ neue\_medien/universitaet/Seite.160125.html (abgerufen: 08.06.2022)

Knill Christoph, Vögtle Eva Maria, Dobbins Michael, (2012): "Hochschulpolitische Reformen im Zuge des Bologna-Prozesses", Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

Kühl Stefan, (2014): "The Sudoku Effect: Universities in the Vicious Circle of Bureaucracy", Springer Verlag

Schicke Hanspeter, (2008), "Der Bologna Prozess in Österreich", München, Grin Verlag

# Die Universität als Instrument sozialer Selektion

Sebastian Rosenauer

# Einführung

Was ist die Rolle einer Universität? Diese Frage kann man von vielen Blickwinkeln aus, niemals aber allumfassend beantworten. Für Studierende und Lehrende stellt sie sich anders dar als für Staat und Zivilgesellschaft oder gar die Wirtschaft. Dennoch ist es wertvoll, sich mit verschiedenen Antwortversuchen auf diese Frage zu beschäftigen.

Einer meiner Professoren hat einmal zynisch gesagt: "Vielleicht ist die Rolle der Universität ja gar nicht die Förderung von Fähigkeiten wie Selbständigkeit, Zielorientiertheit und sachgemäßem sondern vielmehr die Selektion jener, die diese skills ohnehin bereits besitzen." Damit hat er sich auf gängige Arten der Leistungskontrolle an der Universität Wien bezogen: auf die Seminararbeit und die selbständige Präsentation von Forschungsinhalten später der Abschlussarbeit. Dies seien Fertigkeiten, die nur bedingt trainiert werden könnten und eher Voraussetzung als Lernziel darstellen. Das hat mich zum Nachdenken angeregt und einige Erinnerungen an Werke aus dem Bachelorstudium geweckt, von Michel Foucault und Pierre Bourdieu, die sich mit den Machtstrukturen im Bildungssystem beschäftigt haben.

Vor allem Letzterer ist eine scheinbar unerschöpfliche Quelle kritischer Impulse zur Analyse modernen Universitätssystems und atemberaubenden seinem Schaffensdrang bildungssoziologische Schriften produziert, deren Hilfe der eher undifferenzierte Kommentar meines **Professors** in einen fundierteren Gesamtzusammenhang gebracht werden könnte. Im

Folgenden möchte ich versuchen, die These, wonach die Universität ein Instrument sozialer Selektion sein könnte, mithilfe von Bourdieu auf ein stabileres argumentatives Fundament zu stellen.

#### Die Rolle der Universität

Je nachdem ob man StudentIn, ProfessorIn, PolitikerIn oder CEO eines multinationalen Unternehmens ist, erfüllt die Universität eine Vielzahl verschiedener Aufgaben. Für die einen ist sie Vermittlerin von Wissen und Fachkenntnissen, für die anderen Schöpferin von Innovation und Humankapital. Für manche ist sie unverzichtbarer Bestandteil einer demokratischen Gesellschaft, während sie für wieder andere bloß eine Leiter sozialer Mobilität darstellt. In jedem Fall ist die Universität heute eine der einflussreichsten öffentlichen Institutionen mit erheblichem ökonomischen und politischen Gewicht.

Was schreibt die Universität selbst zu ihrer Rolle? Im Curriculum des Bachelorstudiums Politikwissenschaft (Version 2011) der Universität Wien sind gleich zu Beginn die zentralen Studienziele angeführt. Studierende sollen neben grundlegenden "Fachkenntnisse[n] der Politikwissenschaft" sowie "Fähigkeiten zur systematischen und kritischen Analyse politischer Prozesse (...)" auch die Fertigkeit erlernen, "eigenständig wissenschaftlich zu arbeiten". Dies diene der Ausbildung teamfähiger, zielorientierter und sozial kompetenter AbsolventInnen, die für viele Tätigkeiten im privaten und öffentlichen Bereich geeignet sind. Es ist ein ambitioniertes Programm.

Die Universität soll also nicht nur das spezifische Fachwissen der jeweiligen Wissenschaftsdisziplin vermitteln, sondern auch Rüstzeug zur Bearbeitung relevanter Sachverhalte sowie gewisse kognitive und soziale Kompetenzen, kurz, ein akademisches *Mindset*.

Das primäre Ziel der Universität ist laut Curriculum also die Wissensvermittlung und Ausbildung kompetenter Fachkräfte. Was ist also dran an der Unterstellung, wonach sie eigentlich ein Instrument zur sozialen Selektion und Exklusion sein soll?

## Die Universität bei Bourdieu

Vielleicht hilft ein Blick auf Pierre Bourdieus Bourdieu, der als ein Gründervater der Bildungssoziologie wird gilt, in den aufgrund Sozialwissenschaften hauptsächlich seiner markanten Konzepte wie Habitus, Feld oder kulturelles Kapital gelesen und hat sich jahrelang mit dem Ursprung und der Reproduktion sozialer Ungleichheit und der Rolle, die Bildungseinrichtungen hierbei spielen, beschäftigt. Zusammen mit seinem Kollegen Jean-Claude Passeron konnte er in diesem Zusammenhang aufdecken, dass das scheinbar Bildungssystem neutrale erheblichen einen Anteil an der Reproduktion gewisser Sozial- und Klassenordnungen hat (Kupfer 2011). Dem Begriff des Kapitals kommt dabei eine besondere Rolle zu. Wie sieht das Argument aus?

Bei Bourdieu tritt Kapital in vier Formen auf. Die erste und primäre Form ist das ökonomische Kapital. Dieses kann sich in bestimmten Konversionsprozessen sowohl in soziales als auch in kulturelles und symbolisches Kapital verwandeln. Wenn ökonomisches Kapital an Reproduktionsgrenzen stößt, wenn es sich also nicht mehr durch die bewährte Form des finanziellen Investments vermehren kann, muss es sich transformieren (Bourdieu 1986; Yüksek 2018). Dies ist etwa in der Politik der Fall, in der ökonomisches Kapital allein nicht ausreicht, um Wahlen zu gewinnen und daher in symbolisches Kapital konvertiert werden muss. Oder in der Kunst, wo sich Kapital nicht

ohne weiters reproduzieren kann, sondern in ein spezifisches kulturelles Kapital transformiert werden muss. Aber wie ist es mit der Wissenschaft? Diese bildet neben der Kunst und der Politik ein eigenes soziales Feld, um bei Bourdieus Begrifflichkeit zu bleiben, in dem es ganz eigene Werte und Maßstäbe setzt. Und tatsächlich hat Bourdieu auch für die Wissenschaft eine feldspezifische Kapitalform konzipiert, das akademische Kapital. Das akademische Kapital ist, ebenso wie das künstlerische Kapital, eine Sonderform kulturellen Kapitals, da es ja ein kultureller Umstand ist, dass Wissenschaft und Kunst in unserer Gesellschaft überhaupt Geltung haben.

Doch wie kommt man an dieses akademische Kapital? Hierbei ist die Universität von besonderer Bedeutung. Für Bourdieu ist die Universität institutionalisiertes kulturelles Kapital. Ein bestimmter sozio-kultureller Habitus lagert sich in der Institution ab und übt strukturelle Wirkung aus. Die spezifischen Praktiken und Rollen bilden ein eigenes, das wissenschaftliche Feld, das entlang des akademischen Kapitals hierarchisch strukturiert ist (Naidoo 2014: 458).

Je höher das ökonomische, kulturelle und soziale Kapital einer Person, das entscheidend den Habitus prägt, desto erfolgreicher absolviert sie die Schule und Universität, da es sich um Bildungseinrichtungen handelt, die mit ihrer Beschaffenheit Menschen mit höherem Kapital und einem dazugehörigen Habitus fördern und Menschen mit geringem Kapital und dazugehörigem Habitus benachteiligen. (Kupfer 2011: 83)

Ein bekanntes Beispiel für die Abgrenzungs- und Distinktionsstrategien des wissenschaftlichen Feldes ist der akademische Jargon. Durch die Komplexität werden der Sprache strukturell Menschen ausgeschlossen, die nicht über entsprechende kulturelle skills verfügen. Die klassische Erwiderung von akademischer Seite lautet, dass diese komplizierte Ausdrucksweise schlicht unabdingbar sei, um die schwierigen Sachverhalte angemessen darstellen zu können, sie sei also eine objektive Notwendigkeit. Für Bourdieu und Passeron (1971) ist diese Erwiderung Teil der universitären Strategie ihre Position als neutral und unabhängig darzustellen. Hierdurch wird die relative Autonomie des Bildungssytems (Kupfer 2011: 86) gewahrt, die ein zentrales Charakteristikum seiner Machtstellung darstellt. Laut Bourdieu und Passeron hat das Bildungssystem eine Doppelfunktion, indem es einerseits Wissen vermittelt und anderseits eine gewisse Sozialstruktur stützt. Diese Doppelfunktion kann demnach nur mithilfe einer "doppelten Analyseperspektive" eingefangen werden, die es möglich macht, die "doppelte Wahrheit eines Systems zu begreifen, das der ihm äußerlichen Funktion, die, 'Sozialordnung' zu erhalten, die innere Logik seines Funktionierens nutzbar zu machen versteht" (Bourdieu und Passeron 1971: 191, zitiert nach Kupfer 2011: 86). Mit anderen Worten, nur durch die relative Autonomie gelingt es den Hochschulen, ihre sekundäre Funktion, die Reproduktion gewisser Klassenverhältnisse, hinter ihrer primären Funktion der Wissensvermittlung zu tarnen (ebd.: 86). Es wird eine vermeintlich objektive Logik als Maßstab gesetzt, ohne die kulturellen Hintergründe dieses Maßstabs zu reflektieren und daher wird eine bestimmte soziale Ordnung reproduziert.

Aber wie genau transformiert sich ökonomisches Kapital in akademisches Kapital? Ich konnte bei Bourdieu keine detaillierte Beschreibung dieses Prozesses finden, aber man kann sich gut vorstellen, wie der finanzielle Wohlstand einer Familie in höhere Bildungsabschlüsse für die nächste Generation investiert werden kann, sei es durch exklusivere schulische Einrichtungen, Nachhilfe oder andere Wege der Vermittlung wichtiger Fertigkeiten.

In jedem Fall birgt die Konversion, laut Bourdieu, gewisse Kosten und sorgt zudem für eine Verschleierung der ökonomischen Basis des Kapitals. Die Transformationskosten stellen das Risiko dar, feldspezifisches Kapital später nicht mehr in ökonomisches Kapital umwandeln zu können. Je höher der Grad der Verschleierung des ökonomischen Kapitals, desto höher ist das Risiko, es nicht wieder zurücktransformieren zu können. Das akademische Kapital stellt eine hochgradig verschleierte Form des ökonomischen Kapitals dar, da es sich in bestimmten fachlichen und professionellen Fertigkeiten sowie Titeln und Urkunden auf individueller Ebene äußert.

Dementsprechend groß ist allerdings auch das Risiko eines "verlorenen Investments", denn die entgegengesetzte Transformation von akademischem Kapital in ökonomisches Kapital ist weder gewährleistet noch unmittelbar möglich (Bourdieu 1986).

Bourdieus zentraler Beitrag zur Bildungssoziologie kann zusammengefasst werden als: "Das Bildungssystem reproduziert das Klassensystem." (Kupfer 2011: 81) Bourdieu und Passeron sehen die pädagogische Aktion als grundlegende Instanz symbolischer Macht, die in Bildungseinrichtungen ausgeübt wird, um eine kulturelle Willkür durchzusetzen (Tenorth 2003: 114), die an den herrschenden sozialen Machtstrukturen orientiert ist. Der Universität kommt in dem Sinne eine selektierende Rolle zu, indem sie Studierende nach einer "impliziten sozialen Klassifizierung auswählt" und im Sinne einer "expliziten akademischen Klassifizierung reproduziert" (Naidoo 2014: 459, Bourdieu 1996)

### Kulturelles Kapital heute

Da Bourdieu und Passeron ihre wegweisenden bildungssoziologischen Werke in den 1970er-Jahren verfasst haben, ist es nicht unangebracht nach der Aktualität ihrer Resultate zu fragen. Vor dem Hintergrund des Niedergangs der grande culture in Frankreich, also der alteingesessenen bildungsbürgerlichen Kultur, fragen und Balltore (2014), ob das kulturelle Kapital heute noch immer eine so entscheidende Rolle bei der Reproduktion sozialer Ungleichheiten Sie kommen zu dem Schluss, dass die Antwort davon abhängt, ob man eine weite oder eine enge Definition kulturellen Kapitals verwendet. Nach der engeren Definition, ist kulturelles Kapital beschränkt auf die traditionellen großbürgerlichen Distinktionsmerkmale klassischer Kultur. Eine weite Definition kulturellen Kapitals ist hingegen nicht auf spezifische Inhalte beschränkt, sondern bezieht sich auf die jedwede Denk- und Seinsweise, die in einer bestimmten Gesellschaft dominant ist. Geht man nach der engeren Definition ist es tatsächlich so, dass der Einfluss kulturellen Kapitals deutlich zurückgegangen ist; nimmt man allerdings die Weite, so ist der Einfluss weiterhin ungebrochen (ebd.: 22). Die klassische Kultur, die sich im Wissen über Kunst, Theater und Musik, in bürgerlicher Etikette und Geschmack zeigt, verliert zunehmend an Bedeutung. Dies hat vielfältige Gründe, unter anderem das Internet und der dadurch erleichterte Zugang zu Wissen und Kultur. Fasst man kulturelles Kapital allerdings als Teilhabe an der sozio-kulturell dominanten Denk- und Seinsweise, die in einer bestimmten Gesellschaft vorherrschend ist, so sieht man, dass diese kaum an Gewicht verloren hat. Waren es früher Goethe und Mozart mit denen man sich habituell abgrenzen konnte, so sind es heute vielleicht bestimmte interkulturelle Fähigkeiten, ein gewisser ,Entrepreneursgeist' oder die hauseigene Suhrkamp-Sammlung.

#### Conclusio

Es hat sich gezeigt, dass man mit Bourdieu und Passeron eine gute Basis hat, um der Frage nachzugehen, ob die Universität eine Institution sozialer Selektion sei. Die Autoren bieten ein ganzes Arsenal an Konzepten und Begriffen wie das kulturelle Kapital oder das wissenschaftliche Feld, mit deren Hilfe sich eine Reihe der drängendsten Fragen in diesem Zusammenhang unter die Lupe nehmen lassen. Darüber hinaus können sie glaubhaft darlegen, dass die Universität neben ihrer Rolle als Wissensvermittlerin auch Ort klassenhierarchischer Reproduktion ist. Und genau hier liegt das Selektive am hochschulischen Betrieb. Auf den scheinbar neutralen Säulen der Wissenschaftlichkeit und Objektivität bildet die Universität ein autonomes Macht- und Bedeutungsfeld, welches an den herrschenden sozialen Verhältnissen orientiert ist und somit zu deren Stabilisation beiträgt.

Eine kritische Rückfrage, die man Bourdieu und Passeron stellen kann, ist, inwieweit diese selektiven Effekte wirklich in der Institution der Universität selbst veranlagt sind und nicht etwa nur Resultat des Zusammenspiels individueller Einzelhandlungen von Personen mit unterschiedlichen soziodemographischen Hintergründen. Was genau ist

der Mechanismus der Selektion und wie funktioniert er? Ob es irgendwo in den Weiten der bourdieuschen Publikationen eine Antwort auf diese Fragen gibt, muss Gegenstand eines anderen Artikels werden.

Sebastian Rosenauer hat Politikwissenschaft und Sinologie an der Universität Wien studiert und ist derzeit im Masterstudiengang Philosophy and Economics. In seiner Freizeit schreibt er auch über Magic: The Gathering.

#### Literatur

Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt: Suhrkamp Verlag.

Bourdieu, Pierre (1986): The forms of capital. In J. G. Richardson (Hg.): Handbook of theory and research for the sociology of education. New York: Greenwood Press. S. 24I-258.

Bourdieu, Pierre (1996): The State Nobility. Elite schools in the field of power, Stanford: Sandford University Press.

Bourdieu, Pierre; Passeron, Jean-Claude (1971): Die llIusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs, Stuttgart: Klett-Verlag.

Draelants, Hugues; Ballatore, Magali (2014): Capital culturel et reproduction scolaire. Un bilan critique. In: Revue française de pédagogie 186/1, S. 115–14

Yüksek, Durmuş Ali (2018) Evaluating the Importance of Social Capital for the Conversion of the Forms of Capital: A Critical Approach to the Bourdieusian Model. Gaziantep. Gaziantep University Journal of Social Sciences, 17/3, S.1090-1106.

Kupfer, Antonia (2011): Bildungssoziologie. Theorien - Institutionen – Debatten. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Naidoo, Rajani (2004): Fields and institutional strategy: Bourdieu on the relationship between higher education, inequality and society. In: British Journal of Sociology of Education 25/4, S. 457-471.

Tenorth, Heinz-Elmar (2003): Autonomie und Eigenlogik von Bildungseinrichtungen – ein pädagogisches Prinzip in historischer Perspektive. In: Hans-Peter Füssel; Peter M. Roeder (Hg.): Recht - Erziehung - Staat. Zur Genese einer Problemkonstellation und zur Programmatik ihrer zukünftigen Entwicklung. Weinheim: Beltz, S. 106-119.

# Unsichtbare Mauern – der Universitätsbetrieb aus einer intersektionalen Perspektive Strukturelle und handlungstheoretische Hürden

Josef Mühlbauer, MA

### Einleitung

Welche Student:in kennt das nicht: Prüfungsangst, Konkurrenzkämpfe, Leistungsdruck, Platzmangel, Neurosen, Agoraphobie, Blackouts, Panikattacken, Stress? Bis wann ist die Deadline? Die Linie des Todes? Allein der Begriff suggeriert, dass dein Leben beim Übertreten einer Linie (oder eines Zeitpunkts) auf dem Spiel stehen würde. Und tatsächlich kann ein kleiner Fehler, eine kleine Unachtsamkeit, bis zu einem Semester oder in manchen Fällen sogar ein ganzes Jahr kosten, beispielsweise wenn gewisse Vorlesungen oder Seminare nur einmal jährlich stattfinden. Von einer einzigen Prüfung hängt dein Stipendium ab. Was sagt uns das? Die meisten Situationen an einer Universität sind meritokratisch, also leistungsorientiert. Das heißt, trotz Menstruationsschmerzen, Kopfweh, Übelkeit oder Müdigkeit muss man\*frau funktionieren und die geforderte Leistung erbringen, sei es in Form eines Referates, einer aktiven Mitarbeit, einer Prüfung oder einer bloßen Anwesenheitspflicht. Von überfüllten Hörsälen, stickiger Luft, kalten Räumlichkeiten, das Sentiment einer instrumentellen Vernunft widerspiegeln, muss hier nicht weiter expliziert werden. Diese und viele weitere sichtbaren, spürbaren, aber auch unsichtbaren Hürden möchte ich aus einer intersektional-feministischen Perspektive analysieren. Dabei stelle ich die Frage: Welche strukturellen und handlungstheoretischen Hürden können im Universitätsbetrieb festgemacht werden?

## Universitätsbetrieb im sozialen Feld der Macht

"Die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei" – dieser Slogan der Hochschulpolitik steht groß angeschrieben im Neuen Institutsgebäude (NIG) der Universität Wien. Die Frage drängt sich auf: Frei von was? Frei von Vernunft hoffentlich nicht. Frei von Machtstrukturen? Anhand von mehreren Aspekten möchte ich auf die universitären Hürden eingehen und somit die universitäre Einbettung im sozialen Feld der Macht sichtbar und explizit machen.

# Soziales, kulturelles und finanzielles Kapital

Für Arbeiter:innenkinder ist und bleibt das Studium ein Wagnis und die akademische Kultur wirkt ihnen fremd. Sie lassen sich vom "Uni-Bluff" (vgl. Wagner 1977) viel leichter einschüchtern, haben meist nicht die finanziellen Mittel oder sind in Sachen Vernetzen und souveränen Auftreten noch ungeübt.

Wenn Student:innen sich nicht frühzeitig im Studium vernetzen, wichtige Kontakte knüpfen, Praktika absolvieren und im Nebenjob nach neuen Chancen suchen, haben sie geringere Chancen am Arbeitsmarkt. Der Leistungsdruck endet somit nicht beim erfolgreichen Absolvieren einer Prüfung. Auch nicht beim erfolgreichen Ende des Studiums. Doch wer

kann es sich schon leisten, nebenbei ein unbezahltes Praktikum bei einer Umweltorganisation oder der U.N. zu beginnen oder einer ehrenamtlichen Tätigkeit nachzugehen?

"Bildung ist in Österreich vererbbar" - wie es die Kulturwissenschaftlerin Judith Kohlenberger (2022) treffend formulierte. Wenn die Wertschätzung von der Familie nicht gegeben ist oder im persönlichen Umfeld sich niemand für die akademische Tätigkeit interessiert, führt dies unweigerlich zu Demotivation und Entmutigung. Man\*frau braucht aber einen hohen Grad an Motivation und Ausdauer will man\*frau das Studium auch erfolgreich beenden. Die geringe Disponibilität von kulturellen, ökonomischen oder sozialen Mitteln, sei es beim Wohnen oder bei kostenpflichtigen Lektüren oder Förderkursen, führt für bildungsfernere Personen darüber hinaus zu einem höheren Gesundheitsrisiko (Hoffman/Kröger/ Geyer 2018). Was mich auch schon zum nächsten Punkt führt.

# Psychische Erkrankungen

Die Statistik spricht eine eindeutige und leider sehr traurige Sprache. Leistungs- und Konkurrenzdruck, Fristen und Termine sowie Ortswechsel und überfüllte Hörsäle während des Studiums und nicht zuletzt prekäre Arbeitsbedingungen und Unsicherheiten nach dem Studium sind keine Ausnahmeerscheinungen. Diese und weitere Stressfaktoren enden oftmals in Panikattacken oder psychosomatischen Beschwerden und betreffen Frauen\* häufiger als Männer\* (Macke 2021: 52 ff.). 65% aller Student:innen sind nebenbei berufstätig, 7,5% haben Kinder und 53% der Student:innen leiden unter psychischen Beschwerden (ebd.). Historisch betrachtet sind existentielle Krisen kurz vor, während und nach dem Studium kein Novum. Auch verständlich, wenn man\*frau nach erfolgreichem Studium mit leeren Händen und ohne Job dasteht, oder wenn man\*frau zu spüren bekommt, dass der universitäre Karriereaufstieg wie ein Flaschenhals immer enger und schwieriger wird. Von Menschen mit Angst- und/oder Konzentrationsstörungen, die dem

Mechanismus des "Bulimie-Lernens" (Richard David Precht) nicht standhalten wollen und können, ist hier noch nicht mal die Rede.

Der Blick auf die Gesundheit weist in Summe auf eine Klassenfrage hin: Auch hier kann eine intersektionale Verwobenheit betrachtet werden. Der soziale Status ist direkt gekoppelt mit der Verteilung der Gesamtsterblichkeit und den chronischen Erkrankungen. Bezirke in Wien mit niedrigen Einkommen und hoher Arbeitslosigkeit verzeichnen überdurchschnittlich viele Todesfälle (Stadt Wien 2020). Auch Einflussfaktoren wie Migrationshintergrund und Geschlecht spielen bei dieser Statistik eine Rolle (ebd.).

# Publikationsdruck, Drittmittelakquise und die Abhängigkeit von Fördergeldern

Die schier unendliche Suche nach Drittmitteln, die Ökonomisierung der Hochschule im Zuge der Bologna-Reformen und die meritokratische Ausrichtung der Forschung sind allesamt Faktoren, welche dazu führen, dass kritische Forschung und Theoriearbeit an Boden verlieren - so die Beobachtungen der Soziologin Brigitte Aulenbacher (in: Fröhlich/Pimminger 2020; für eine nähere Betrachtungen siehe Aulenbacher 2021). Die Qualität der Forschungsarbeit von Akademiker:innen und die gesamtgesellschaftliche Relevanz ist ambivalent zu betrachten. Gemessen wird, wie oft Akademiker:innen zitiert und erwähnt werden. Die bibliometrische Erfassung als Messung des Zitationserfolges führt dazu, dass sich Autor:innen mittlerweile an jeder nur erdenklichen Stelle selbst zitieren. Über die Aussagekraft und Brauchbarkeit von Zitierungszahlen wird heftig diskutiert (Alexander von Humboldt Stiftung 2009: 3).

Das Peer-Review-System hat die Funktion, Vertrauen zu erzeugen – so der Wissenschaftssoziologe Peter Weingart (in: Alexander von Humboldt Stiftung 2009). Die Forschungssysteme und die peer-Reviewed Journals stehen in einem expandierenden und weltweiten Konkurrenzkampf (ebd.). Es entstehen regelrecht Märkte der Wissensproduktion, denen wie so oft im Leben "Geld" in Form von Förderungen, Stipendien, Preise, Entschädigungen Rolle spielt. eine Zusätzlich Gatekeeper (Redakteur:innen, Herausgeber:innen, ...) die Hüter der ideologischen Distinktion der jeweiligen Institution bzw. peer-reviewed Journals. Versuchen Sie mal einen queerfeministischen und wissenschaftlich fundierten Beitrag, der bereits ein Peer-Review-Verfahren erfolgreich bestanden, hat in einem konservativen Journal oder bei einem konservativen Think Tank (z.B. The RAND Journal of Economics) zu publizieren. Publiziert wird meist in den kolonialen Herrschaftssprachen (vor allem auf Englisch). Eine Publikation nimmt viel Zeit in Anspruch und wird meist unbezahlt ausgeführt. Publikationswahrscheinlichkeit hängt Gatekeepern, ideologischer Ausrichtung und vielen weiteren Faktoren ab und ist tendenziell selbst unter Professor:innen gering. Wer kann sich schon solch eine unbezahlte Tätigkeit leisten? Eine breite und lange Publikationsliste ist jedoch erforderlich, will Mensch in der akademischen Welt Fuß fassen.

# Rassistische und queerfeministische Aspekte

Bei der bloßen Nennung von Frauen, Pronomen und Namen - also bei den Etiketten - hört die geschlechterspezifische Ungleichheit nicht auf. Auch der Rassismus endet nicht mit Lippenbekenntnissen. Diese Dimensionen sind angesichts eines androzentristischen Kanons voller weißer. privilegierter, bürgerlicher, meist wohlhabender CIS-Männer kaum zu übersehen. Die Existenz von queeren Personen und queeren Lebensweisen sowie die koloniale Vergangenheit und postkoloniale Epistemologie werden in universitären Curricula, Vorlesungsverzeichnissen und Seminaren oftmals verschwiegen (vgl. ÖH Bundesvertretung 2021). Die

Antidiskriminierungspolitik der Universität bleibt in einer liberalen Illusion gefangen, denn sie ist kein Ort eines geschlechtergerechten Umfelds, das sich von seiner kolonialen Vergangenheit völlig befreit hat. Das betrifft nicht nur alltägliche Blicke und beleidigende Sprüche im öffentlichen Raum, sondern vor allem auch strukturelle Mauern. Für den Marxisten Louis Althusser (1977) sind Bildungseinrichtungen (neben der Familie, der Religion, dem Rechtssystem ein Teil der ideologischen Staatsapparate. Sie sind eine der Grundvoraussetzungen die für Reproduktion der kapitalistischen Produktionsverhältnisse. Für den Historiker Fernand Braudel (1983) ist Bildung ein zentraler Faktor für die Verbreitung des kapitalistischen Systems, da sich ab dem 15. Jahrhundert neue Berufsgruppen wie etwa Buchhalter:innen und Bankangestellte herausgebildet haben. Steven Snow (2018) beschreibt den Zusammenhang von Ideologie und Bildung in seinem monumentalen Werk Bourgeois Ideology and Education. Subversion Through Pedagogy. Für ihn liegt die subversive Kraft der Pädagogik in der meritokratischen Vorstellung von Gerechtigkeit. Das klassische liberale Motto, das man\*frau auch von neoliberaler und konservativer Seite oftmals hört, findet hier ein Echo: "Alle Menschen sind gleich. Mensch ist seines eigenen Glückes Schmied. Jede\*r kann es schaffen, man\*frau muss nur hart genug dafür arbeiten." Schwer zu übersehen ist meritokratischen Phantasmen systematische Ausblenden von bestehenden Machtund Herrschaftsverhältnissen (vgl. Snow 2018: 41-63). Queeranarchistische Positionen gehen zusätzlich zu dieser Kritik noch auf die Dekonstruktion des binären und hierarchischen "Lehrer-Schüler"-Verhältnisses

### Conclusio und Ausblick

Die Universität ist in Summe kein herrschaftsfreier oder von Macht befreiter Ort, sondern ist umgeben von unsichtbaren und sichtbaren Mauern. Zahlreiche strukturelle Hürden sind empirisch belegbar und deuten auf soziale Ungleichheiten und Machtstrukturen hin. Entlang der Trennungslinien

von *race*, *class*, *gender* (etc.) können sowohl strukturelle als auch handlungstheoretische Hürden festgemacht werden.

Student:innenproteste wie etwa "Uni brennt" (2009) gab es bereits an zahlreichen österreichischen Hochschulen. wurden diesem Rahmen basisdemokratische Arbeitsgruppen gebildet. Proteste organisiert und es wurden Forderungen nach Demokratisierung der Universitäten und die Abschaffung von Studiengebühren öffentlich kommuniziert. Eine grundlegende aktivistische Denkerin muss an dieser Stelle als positiven Ausblick erwähnt werden. Sara Ahmed ist eine britischaustralische Professorin, die sich gegen eine Kultur der sexuellen Belästigung an Unis einsetzte und deswegen von ihrem Lehrstuhl zurücktrat, als sie keine Veränderungen bemerkte. In ihren Werken und in ihrem Blog "feministkilljoys" betont sie die Wichtigkeit von Beschwerden und dem Austragen von sozialen Kämpfen. Mit folgendem Zitat und kämpferischen Appell möchte ich den Ausblick beenden:

"When I think of complaint as a queer method, I am pointing to this history of how we had to fight for room; and how by taking up that fight, we became each other's resources. We have queer programmes, spaces, events not just because they are nice things to have, though they are that, what a relief, but because we need them to survive institutions that are not built for us." (Ahmed 2022).

Josef Mühlbauer, MA arbeitet ehrenamtlich für die queeranarchistische NGO Varna Institute for Peace Research (VIPR). Im Februar 2022 gab er den Sammelband "Zur imperialen Lebensweise" im Mandelbaum Verlag heraus. Derzeit strebt er seinen Ph.D im Bereich der Politikwissenschaft an.

#### Literatur

Ahmed, Sara (2022): Complaint as a Queer Method. In: https://feministkilljoys.com/2022/03/24/complaint-as-a-queer-methodb/. Abgerufen am 12.5.2022.

Aulenbacher, Brigitte (2021): Im Interview mit dem Varna Peace Institute (VIPR). URL: https://www.youtube.com/watch?v=YHwaL9SsFGQ. Abgerufen am 17.2.2022.

Althusser, Louis (1977): Ideologie und ideologische Staatsapparate: Aufsätze zur marxistischen

Theorie. Hamburg/Berlin: VSA Verlag.

Braudel, Fernannd (1983): The Wheels of Commerce. Civilization and Capitalism 15th – 18th

Century. Vol. 2. London: William Colins Sons & Co.

Fröhlich, Valentin & Pimminger, Florian (2020): Kapitalismus – Macht – Demokratie. Michel Foucault und Colin Crouch im Dialog. Linz: Trauner Verlag.

Heckert, Jamie/ Shannon, Deric Michael & Willis, Abbey (2012): Loving-Teaching: Notes for

Queering Anarchist Pedagogies, Educational Studies, 48:1, 12-29, DOI: 10.1080/00131946.2011.637258.

Hoffmann, Rasmus/ Kröger, Hannes & Geyer, Siegfried (2018): Social causation versus health selection in the life course. Does their relative importance differ by dimension of SES? Social Indicators Research, 141, 1341. https://doi.org/10.1007/a:112050181871.

Kohlenberger, Judith (2022): Im Interview mit dem Varna Peace Institute (VIPR). URL: https://www.youtube.com/ watch?v=ZUMIsKAA7l8&t=27Is. Abgerufen am 17.2.2022.

Macke, Karin (2021): Psychische Gesundheit von studierenden Frauen\* in Österreich. In: ÖH Bundesvertretung (2021): Mental Health. Psychische Gesundheit bei Studierenden. Wien. S. 52-71. ÖH Bundesvertretung (2021): Mental Health. Psychische Gesundheit bei Studierenden. Wien.

Snow, Steven (2018): Bourgeois Ideology and Education. Subversion Through Pedagogy. London: Routledge.

Stadt Wien (2020): Sozialer Status und chronische Erkrankungen in Wien. Magistrat der Stadt Wien, MA 24 – Strategische Gesundheitsversorgung (Autor: Hofmann, F.).

Wagner, Wolf (1977): Uni-Angst und Uni-Bluff. Wie studieren und sich nicht verlieren. Berlin.

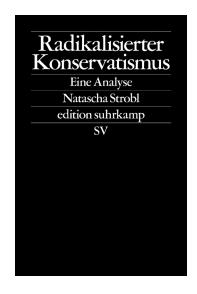
# Die Erfüllung des Pippi Langstrumpf-Traums

Natascha Strobl: "Radikalisierter Konservatismus. Eine Analyse", Suhrkamp, 2021

Rezension von Anna-Maria Hirschhuber

Wer hat Angst vorm radikal-konservativen Mann? Ich, denn das Argument, "Wir sind ja nur Österreich. Egal, was hier passiert, es kann ja gar nicht so schlimm sein", zählt nicht mehr. Natascha Strobl erklärt in ihrem Buch "Radikalisierter Konservatismus", wie Player wie Sebastian Kurz agieren und woher denn diese ganze Begeisterung kommt. Schockierend daran: Es werden immer wieder Vergleiche mit Donald Trump gezogen, über den sich die westlichen (Qualitäts-)Medien oft lustig gemacht haben. Es stellt sich jedoch heraus, dass Donald Trump und Sebastian Kurz einiges gemeinsam haben - mal von dem Umstand abgesehen, dass Kurz höchstwahrscheinlich bessere Geographie-Kenntnisse hat als Trump (und weiß, dass Belgien ein Land und keine Stadt ist), sowie er im Medienauftritt sehr viel beherrschter agierte als sein US-amerikanisches Pendant.

Konservatismus wird in Strobls Buch als eine Herrschaftsideologie definiert, die zur Absicherung bestehender (Besitz-)Verhältnisse beitragen soll. Faschismus hingegen ist eine Ideologie, die durch einen (gewissen) Austausch der Machteliten die bestehende politische Ordnung überwinden möchte. Strobl versteht radikalisierten Konservatismus als "eine Transformation bestehender konservativer Großparteien" (30), die teilweise eine lange Tradition haben und sich insbesondere auf das Bürgertum fokussieren, aber auch Anhänger\*innen sämtlicher Gesellschaftsschichten einzufangen versuchen. Dabei wollen sie vor allem bereits bestehende Verhältnisse bewahren und sind sowohl gegen Liberalismus als auch Sozialismus.



#### Come-Back der alten Werte

Wie kann es sein, dass in einer aufgeklärten Welt immer mehr Konservative ihr Comeback feiern? Diese Frage stell(t)e ich mir häufig, da es absolut unverständlich für mich persönlich war. Aber durch das Zusammenspiel von ökonomischen Krisen, rechtsextremen Kulturkampf und staatlicher Vertrauenskrise wurde ein Nährboden, zum Beispiel in den USA, geschaffen, der für Donald Trump zum Sprungbrett, für Hillary Clinton zum Sumpf wurde.

Genauso Sebastian Kurz – auch wenn es thematische Unterschiede zwischen ihm und Donald Trump gibt – haben beide deutlich erkannt, dass es in der Politik des 21. Jahrhunderts vor allem darum geht, Geschichten zu erzählen und Emotionen zu wecken. "Es geht darum, ein neues Gefühl der Sicherheit zu vermitteln" (37).

Konservatismus gibt sich als hip und neu, indem zu alten Werten zurückgekehrt wird, die nun in einem türkisen Packaging kommen. Dabei werden, egal in Bezug zu welchem politischen Thema, dieselben Narrative bedient. Bei der nunmehr ehemaligen Neuen Volkspartei unter Sebastian Kurz war es konkret die Flüchtlingsthematik – egal was war, die Ausländer\*innen waren schuld. So wird auch ein Bild der internen Themenkonsistenz vermittelt, was zum sicherheitsstabilisierenden Image beiträgt.

#### Die Wahrheit tut weh...

...weswegen die Taktik, sie einfach auszublenden, extrem beliebt geworden ist. Die "Realität ist komplex und unordentlich" (17). Nicht, wenn man ein Teil der Verschwörungstheorien verbreitenden Gruppe QAnon oder anderen Bewegungen dieser Art ist. Neben den altbekannten Schwurblern werden aber auch immer mehr konservative Bürger\*innen in Richtung des offenen Rechtsextremismus radikalisiert aus ihnen bildet sich die Neue Rechte. Diese rohe Bürgerlichkeit konvertiert zu einem erstrebenswerten Ideal. Menschen in weniger privilegierten sozialen Positionen – mit weniger Geld oder Bildung, Menschen mit Migrationshintergrund werden abgewertet. Dies kann man auch an den verschiedenen gesetzten politischen Maßnahmen erkennen: Sozialpolitik wird zum Beispiel gegen die Arbeitnehmer\*innen gerichtet Arbeitgeber\*innen strukturell bevorzugt. Rechtsextreme Parteien wollen dabei eine schnelle und umfassende Transformation der Gesellschaft, wobei im Gegensatz die Konservativen den Status Quo der Gesellschaft aufrechterhalten wollen.

Unliebsame Medien werden dabei immer weiter schikaniert, diskreditiert oder sogar ausgeschlossen. Trump gab weitaus mehr falsche als wahre Aussagen von sich und sprengte absichtlich Grenzen des Sag- und Tubaren. Kurz war zwar nicht so extrem - ignorierte jedoch sämtliche informelle Regeln der politischen Kommunikation und fuhr seine Kommunikationsschiene über Werte wie Härte und Sicherheit. "Eine Lüge ist eine Lüge, aber eine Lüge, die ohne Konsequenzen wiederholt wird, wird zur Wahrheit" (51). Dies erkannte auch Trump. Er gab mehr Unwahrheiten als Wahrheit von sich -bis Qualitätsmedien seine Aussagen auf Fakten geprüft hatten, waren seine Aussagen schon längst in die Köpfe der Menschen eingebrannt. Denn wem kann ich trauen, wenn nicht meinem eigenen Präsidenten?

## Neue Ordnung

Radikalisierter Konservatismus schafft es die Öffentlichkeit neu zu ordnen, indem in ihm sowohl die Feindbilder der traditionellen extremen Rechten als auch jene des Neoliberalismus verschmelzen. Es gibt kein völkisches Weltbild, sondern "Ethnie, Migrationshintergrund, völkisches und kulturelles "Anderssein" [werden] mit Klasse" verknüpft (56). Anhand dieser propagierten Unterschiede, wird die Gesellschaft polarisiert.

Durch diese Polarisierung muss immer ein Feindbild gesucht werden – so wurde im vorpolitischen Raum zum Beispiel die Antifa als Feindbild gewählt. Radikal konservative Politiker\*innen befinden sich im dauernden Wettkampf. Läuft etwas mal nicht so rund, spielt man entweder Opfer oder Märtyrer – Täter\*in ist man auf keinen Fall.

Es muss herrlich sein, wenn der ureigenste Kindertraum wahr wird, den uns Pippi Langstrumpf vorgelebt hat:

"Ich mach' mir die Welt Widdewidde wie sie mir gefällt ...."

# Donaukanal-geeignet

Das Buch "Radikalisierter Konservatismus" fühlt sich nach dem Versuch eines Weckrufes an, der irgendwie vom Universum erhört wurde, schließlich sind Sebastian Kurz und Donald Trump mehr oder weniger endgültig weg vom politischen Fenster. Die Analyse lässt manchmal ein wenig reißerisch, aber doch sehr unterhaltsam und spannend die letzten politischen Jahre Revue passieren. Dabei verfolgt das Buch klar eine politische Agenda: Nämlich die Radikalkonservativen in keinem guten Licht dastehen zu lassen. Auch wird manchmal mit Beispielen von der FPÖ und dem norwegischen Terrorist Anders Breivik nicht ausreichend differenziert zwischen Faschismus und (radikalisiertem) Konservatismus unterschieden. Insgesamt jedoch eignet sich die Analyse von Natascha

Strobl gut, um nostalgisch an der Donau zu liegen und darüber zu sinnieren, wie politisch schwierig die letzten Jahre waren und noch sein werden. Eine Seite nach der anderen.

Zur Autorin: Natascha Strobl ist Politikwissenschafterin mit Schwerpunkt Rechtsextremismus und rechte Diskursstrategien.

Buch: Strobl, Natascha (2021): Radikalisierter Konservatismus. Eine Analyse. Suhrkamp Verlag, 192 Seiten, 16,00€

Anna-Maria Hirschhuber studiert Politikwissenschaften und Publizistik- und Kommunikationswissenschaften an der Universität Wien.

# Friedrich Engels: "Der Marxist der Feministen"?

"Naturphilosophie, Gesellschaftstheorie, Sozialismus. Zur Aktualität von Friedrich Engels", Hrsg. Smail Rapic, Suhrkamp, 2022

Rezension von Johannes Greß

Friedrich Engels, der nach eigenen Angaben hinter Karl Marx stets die "zweite Violine" spielte, ist ein tragischer Held. In einen Brief an den Politiker und Publizisten Franz Mehring prognostiziert er, zwar möge sein lebenslanger Freund und Genosse Marx derzeit der Prominentere von ihnen beiden sein – aber "die Geschichte wird das alles schließlich in Ordnung bringen". Das Gegenteil trat ein. Nach Engels' Tod 1895 sollte die Geschichte vieles schlimmer machen. Rezipiert wurde Engels, wenn überhaupt, bestenfalls als Gehilfe des großen Marx, schlechtestenfalls als Wegbereiter des Stalinismus, da er Marx' große Lehre allzu grob vereinfachte.

Im April 2022 erschien der Sammelband "Naturphilosophie, Gesellschaftstheorie, Sozialismus. Zur Aktualität von Friedrich Engels" im Suhrkamp Verlag, herausgegeben von Smail Rapic (Professorin für Philosophie an der Bergischen Universität Wuppertal). 17 Autor:innen zeichnen darin ein Bild von Engels als originellen, eigenständigen Denker, ohne den "Marx" und Marxismus in dieser Form nicht möglich gewesen wären. Der Sammelband erzählt nicht nur viel über dessen Werk, sondern genau so viel über das Leben des 1820 in Barmen (heute Wuppertal) geborenen Sohnes eines strenggläubigen Unternehmers.



### Dialektische Wendung in Manchester

Schon früh eckte der junge **Engels** Faszination für Goethe und anderen "Gotteslästerern" im eigenen, streng pietistischen Elternhaus an. Spätestens mit seinem Interesse für radikale, sozialistische Ideen wurde Engels im spießbürgerlichen Barmen zum missratenen Abkömmling der ansonsten so ehrenwerten Familie Engels. Nach einem Jahr Militärdienst in Berlin - welches Engels zu großen Teilen in Philosophie-Vorlesungen verbrachte - wurde er von seinem Vater, Friedrich Engels sen., nach Manchester quasi strafversetzt. Im Epizentrum der einsetzenden Industrialisierung sollte Engels eine kaufmännische Ausbildung in der familieneigenen Baumwollfabrik "Ermen & Engels" absolvieren – und, so die Hoffnung seines Vaters, etwas "Anständiges" aus seinem Leben machen. Eine erste, dialektische Wendung im Leben des jungen Engels.

Noch während Marx nächtelang im stillen Kämmerlein über den Schriften der Deutschen Idealisten buckelte, nutzte Engels die Gelegenheit und streunte durch die Gassen Manchesters. Während sich Marx mit der abstrakten Welt der Hegel'schen Gedanken rumschlug, wandte sich Engels den realen, materiellen Lebensumständen der ausgebeuteten, proletarischen Klasse zu. Dem Manchester der Frühindustrialisierung, der 16-stündigen Arbeitstage, der Kinderarbeit, der vergifteten Luft, der verseuchten Flüsse. Das Manchester, in welchem die erst kürzlich vom Feudalismus befreiten Arbeiter:innen, als

freie Bürger:innen im Dreck lebten, umgeben von Trunksucht, Gewaltexzessen und Prostitution vor sich hinsiechten.

Beeindruckt, schockiert von diesen Erlebnissen verfasste Engels als 24-Jähriger seine Schrift "Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Nach eigner Anschauung und authentischen Quellen". Sie gilt noch heute als Meisterwerk der Sozialreportage. Engels' große Leistung war es, die bloße Moral- und Sozialkritik an den verheerenden Lebensumständen Kapitalismuskritik Arbeiter:innen als formulieren. "Die Lage der arbeitenden Klasse in England", schlussfolgerte Engels aus seiner "eignen Anschauung", sie ist keine Folge falscher Moral oder falscher Werte - sie ist Ergebnis einer Produktionsweise, in welcher die einen Produktionsmittel besitzen und den anderen nichts bleibt außer der Verkauf der eigenen Arbeitskraft.

Damit war im Endeffekt Engels' politisches und wissenschaftliches Programm für die kommenden Jahrzehnte vorgezeichnet: weg von der Welt der Ideen, hin zum Materiellen! Nicht das Bewusstsein bestimme das Sein, sondern umgekehrt, das Sein das Bewusstsein, wird er Jahre später gemeinsam mit Marx in der "Deutschen Ideologie" schreiben. Ein Programm, dem sich Marx, der die Schrift des jungen Engels begeistert zur Kenntnis nahm, bald anschließen sollte.

## Leben im Widerspruch

Die Dialektik Hegels zum historischen Materialismus umzumünzen, fußte zu großen Teilen auf Engels frühen intellektuellen Leistungen. Wobei er Hegels zentrale Kategorie des "Widerspruchs" wohl selbst am eigenen Leib spürte: Liiert mit der irischen Arbeiterin Mary Burns und schockiert über das sklavenähnliche Dasein der Arbeiter:innen verdiente er sein Geld ausgerechnet in einer der Fabriken, die diese Verhältnisse mitproduzierte. Noch dazu die Fabrik seines Vaters. Das Verhältnis von Sein und Bewusstsein sollten Engels und Marx zeit ihres Lebens beschäftigen.

Was Rapics Sammelband lesenswert macht, ist, wie darin die Vielfältigkeit und Bandbreite eines Friedrich Engels und dessen intellektuellen Schaffens ausgebreitet wird. Die Autor:innen streichen immer wieder die intellektuelle Eigenständigkeit Engels' hervor, welcher eine Theorie des Staates formulierte (Ana Maria Miranda Mora), sich ausführlich mit Naturfragen auseinandersetzte (Sean Sayers und Kaan Kangal) zum Nachdenken über Nationalismus und Internationalismus anregt (Michael Forman) und sich nicht zuletzt als Militärstratege einen Namen machte (Wolfgang Streeck). Andrea Maihofer, Peter Hudis und Regletto Aldrich Imbong betonen in ihren Beiträgen, was Engels uns auch heute (und in Zukunft) noch sagen kann, etwa über die gegenwärtige "Enteignung Freiheitsbegriffs" oder postkapitalistische Gesellschaften.

Nicht zu verkennen ist dabei - und das liegt wohl in der Natur der Sache – der Versuch nahezu sämtlicher beitragender Autor:innen, mit Vorurteilen und Ungerechtigkeiten, die Engels Laufe seiner Rezeptionsgeschichte angetan wurden diesem in Teilen auch heute noch angetan werden), aufzuräumen. Erschwert wird dieses Unterfangen freilich dadurch, dass Engels' "Werk" oftmals nur fragmentarisch vorliegt. Bei Engels' "Werk" handelt es sich vielfach um ein Sammelsurium an Versatzstücken aus journalistischen Artikeln, begonnen aber nie vollendeten Manuskripten, Notizen und Exzerpten, Briefen und regelmäßig aktualisierten Vorwörtern für die Publikationen von Marx.

Dass es verhältnismäßig wenige Manuskripte Engels' wirklich zur Buchform brachten, liegt auch daran, dass "der Mann, der den Marxismus erfand", wie Tristram Hunts Engels-Biografie untertitelt ist, einen Großteil seiner Zeit in den Dienst Marx' stellte. Einerseits indem er ihn und dessen Familie jahrelang finanziell unterstützte, andererseits indem er sich der Verwaltung des üppigen Nachlasses von Marx annahm und unter anderem den zweiten und dritten Band des "Kapitals" herausgab.

# "Die weltgeschichtliche Niederlage des weiblichen Geschlechts"

Zeit für eigene Publikationen blieb dennoch. Vor allem hat sich Engels der Geschlechterfrage zugewandt, die bei Marx gänzlich und bei Marxist:innen lange Zeit außen vor blieb. "Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats" ist (auch in diesem Band) eines der meistdiskutiertesten Bücher Engels'. Vertraut mit dem damaligen Status quo naturwissenschaftlicher Forschung betrachtet Engels darin die familiären (Sexual-)Beziehungen verschiedener Epochen und Gesellschaften, mit Bezug auf die jeweilige Produktionsweise und kulturelle "Entwicklungsstufe".

Was das Buch zu einem (umstrittenen) Klassiker marxistischer Gendertheorie macht, ist, Engels darin den Zusammenhang kapitalistischer Produktion bzw. einer männlichen Eigentumsordnung und der Unterdrückung der Frau durch den Mann explizit macht. Mit der Aufteilung von Arbeit in bezahlte Lohnarbeit und unbezahlte Hausarbeit, so Engels, kam es zur "weltgeschichtlichen Niederlage des weiblichen Geschlechts". Durchaus bemerkenswert schreibt Engels an späterer Stelle, der "erste Klassengegensatz, der in der Geschichte auftritt" sei der "Antagonismus von Mann und Weib in der Einzelehe, und die erste Klassenunterdrückung [die] des weiblichen Geschlechts durch das männliche"

Diese Erkenntnisse würdigend kritisiert Terrell Carver in seinem Beitrag, wie Engels dennoch in stereotypen Geschlechterbildern, insbesondere der Vorstellung vom "Mann als Mann" festhängt: "Sein Feminismus ist genau das, was man von einem Mann erwarten kann: voller Wissen über Frauen und beinahe absichtlicher Renitenz im Falle der Männer". Carver konstatiert: "Engels ist der Marxist der Feministen; aber für sich allein betrachtet war er weder in seinen Argumenten noch in seinem Handeln ein Feminist".

Doch genau das ist das Bild, das nach Lesen von "Naturphilosophie, Gesellschaftstheorie, Sozialismus" bleibt: das Bild einer Person, dessen Argumente und dessen Handeln, dessen Sein und Bewusstsein oftmals im Widerspruch zueinander standen. Am Ende bleibt ein äußerst lesenswerter Sammelband, der einen Einblick in Leben und Werk eines spannenden, vielseitigen Denkers liefert. Ein Sammelband, der die Geschichte vielleicht wieder ein bisschen "in Ordnung bringt".

Zum Autor: Smail Rapic ist Professor für Philosophie an der Bergischen Universität Wuppertal.

Buch: "Naturphilosophie, Gesellschaftstheorie, Sozialismus. Zur Aktualität von Friedrich Engels", Hrsg. Smail Rapic (2022) Suhrkamp, 393 Seiten, 24,00 €

Johannes Greß arbeitet als freier Journalist und ist leitender politix-Redakteur. In seiner Dissertation arbeitet er zu kritisch-materialistischer Staatstheorie.

# Impressum

HerausgeberIn: Institut für Politikwissenschaft (ipw)

MedieninhaberIn, VerlegerIn: ipw, 1010 Wien, Universitätsstr. 7

Chefredaktion: Johannes Greß

**Redaktion:** Armin Bund, Joona Juntunen, Valentin Kasagranda, Samuel Kempf, Josef Mühlbauer, Lukas Smith, Alice Tafuri, Melvin Tricoire, Christina Walcherberger

Autor\*Innen dieser Ausgabe: Alena Eller & Nora Hansl, Kyra Kraus, Lina Schmid & Kyra Schmied, Thomas Eisenhut, Edgar Subak, Lukas Smith, Armin Bund, Sebastian Rosenauer, Josef Mühlbauer, Anna-Maria Hirschhuber, Johannes Greß

Kontakt: politix.politikwissenschaft@univie.ac.at

Grafik & Layout: Claire Kardas, Katharina Hegedüs

 $\textbf{Online publikation unter:} \ \ www.univie.ac. at/politikwissenschaft \ |\ Offenlegung\ gem.\ \S 25\ MedienG.$ 

Erscheinungsweise: 2x/Jahr

**Blattlinie:** politix informiert über institutsbezogene Aktivitäten sowie über aktuelle Entwicklungen in der Politikwissenschaft. Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht der Auffassung der Redaktion entsprechen.

# LOBAU BLEIBT!

# Wenn Widerstand zur Pflicht wird

7 Monate lang besetzten Aktivist\*innen die Baustellen der Stadtstraße. Was nach 2 Räumungen bleibt, ist ein Protestcamp und der unräumbare Widerstand. Beim Protestcamp in Hirschstetten wird noch immer gegen die Verbetonierung unserer Zukunft gekämpft.

#### "Die Wüste"

Die Baustelle neben der U2 Station Hausfeldstraße wurde vorallem durch die "Pyramide" und die Räumung am 1.2.22 bekannt

# "Grätzel 1 und 2"

Diese Baustellen wurden am 30.8.21 besetzt und am 5.4.22 geräumt, das macht sie zu den am längsten besetzten Stadtstrasse Baustellen.

### Unterstützen

Spenden: AT03 2011 1844 5763 5300

Das Camp freut sich immer über Sachspenden und vorallem vorort Unterstützung!

Anfanggasse, 1220 Wien www.lobaubleibt.at

